Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

1896

Die Nihilistin.

Roman

von

Sonja Kowalewska.

Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flachs-Fokschaneanu.

Verlag der „Wiener Mode“.

Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart.

[1896]

Buchdruckerei Helios, Wien.

Vorwort.

Nach dem am 10. Februar 1891 erfolgten Tode der berühmten Sonja Kowalewska, Professor der Analysis an der Universität zu Stockholm, fand man in ihrem literarischen Nachlaß zwei verschiedenartige Manuscripte des vorliegenden Romanes: „Die Nihilistin". („Wjera Baranzow".)*) Mehrere Capitel waren in schwedischer Sprache abgefaßt. Im Hinblick auf die Strenge der russischen Censur beabsichtigte Sonja Kowalewska, die „Nihilistin" in einer fremden Sprache zu veröffentlichen. Aber dieses Vorhaben wurde, wie so mancher weittragende Plan, vom Tode vereitelt, der diesem rastlos thätigen jungen Leben so jäh ein Ende machte.

Dank der Vermittlung ihrer Freundin, der schwedischen Schriftstellerin Anna Charlotte Edgren Leffler, Herzogin von Cajanello, der Sonja in der Vorahnung ihres frühen Todes wiederholt eingeschärft hatte: „Du sollst meine Lebensgeschichte schreiben, wenn ich todt bin," gelang es, aus den zwei nachgelassenen Manuscripten einen einheitlichen Text festzustellen.

Wie in den anderen literarischen Werken Sonja Kowalewska's, „Die Schwestern Rajewski", in welchem sie ihre Jugend schildert, und „Vae victis", tritt auch in der „Nihilistin" ihre starke Persönlichkeit hervor. Mit der ganzen In-

---

*) Bei M. Elpidine in Carouge-Genf.

tensität ihrer großen Augen, die wie „grüne Stachelbeeren im Syrup" glänzten und auf ihre Umgebung so fascinirend wirkten, dringt sie in die Tiefe der Menschenseele und begreift mit dem ahnenden Sinn der genialen Individualität alle Conflicte des Lebens.

Obgleich sie keiner bestimmten politischen Partei angehörte, fühlte sie warm und tief für alle jene Landsleute, die so opferwillig das Martyrium auf sich nahmen und ihr junges Leben mit allem Anspruch auf persönliches Glück für den goldenen Traum, ihr Vaterland von dem mittelalterlichen Druck zu befreien, hingaben. Einfach, ohne falsche Sentimentalität gibt die Verfasserin in der „Nihilistin" ein anschauliches Bild von der revolutionären Bewegung der Siebziger-Jahre in Rußland.

Der enge Rahmen einer „kurzen Vorrede" macht es unmöglich, ein treffendes Charakterbild dieser genialen Frau mit der großen, traurigen Seele zu entwerfen.

„Sie ist eines jener Räthsel," sagt Laura Marholm „die von Zeit zu Zeit in die Welt kommen, in denen die Natur ihre Grenzen gesprengt zu haben scheint, die geschaffen sind, einsam zu bleiben, zu leiden und davon zu gehen, ohne in den Besitz ihrer selbst getreten zu sein."

Sonja Kowalewska wurde am 15. Januar 1850 in Moskau geboren und entstammte der reichbegüterten russischen Adelsfamilie Corwin-Krukowsky. Im Alter von kaum 17 Jahren ging sie nach langem Widerstand ihres Vaters eine Scheinehe mit dem jungen Woldemar Kowalewsky, dem nachmaligen Professor der Paläontologie, ein. Fictive Ehen wurden damals häufig geschlossen, es fanden sich hochsinnige junge Männer, welche die Scheinehe bereitwillig eingingen, um die auch

Bildung und Wissen strebenden Mädchen aus der Abhängigkeit von den Eltern zu befreien und ihnen das Studium an einer ausländischen Universität zu ermöglichen — die „höheren Frauencurse“ in Petersburg wurden erst einige Jahre später ins Leben gerufen.

Im Jahre 1870 kam die jugendliche Sonja mit ihrem Scheingatten nach Heidelberg und frequentirte die Vorlesungen von Helmholtz und anderen Gelehrten; in Berlin studirte sie bei Weierstraß privatissime und 1874 wurde sie in Göttingen auf Grund dreier Abhandlungen über „partielle Differential gleichungen“ zum Doctor promovirt.

Geistig und physisch völlig erschöpft, kommt sie „mit dem Doctordiplom in der Tasche“ nach Petersburg und stürzt sich, gleichsam um die langen, einsamen Jahre versäumter Lebensfreude nachzuholen, in das bewegte, geräuschvolle Treiben der russischen Hauptstadt. Sie wird überall gefeiert und erhält Einladungen, an verschienenen Zeitschriften mitzuarbeiten. Mit großer Freude geht sie an die literarische Arbeit und verfaßt anonyme Aufsätze, Theaterkritiken u. A.

Diese Epoche ihres Lebens schildert sie selbst zu Beginn des I. Capitels der „Nihilistin“, wo sie mit einer leisen Selbstironie sagt: „Der Ruf einer gelehrten Frau umgab mich wie mit einer Art Aureole; die Bekannten erwarteten irgend etwas von mir, man hatte bereits in zwei, drei Zeitschriften allerhand über mich ausposaunt, und diese mir noch völlig neue Rolle einer berühmten Frau hat mich, wiewohl sie mich etwas verwirrte, im Anfang dennoch belustigt. Kurz, ich befand mich in der seligsten Stimmung, ich durchlebte in dieser Epoche meines Lebens sozusagen la lune de miel meiner Berühmtheit.“

Nach dem Tode ihres Vaters fühlt sich Sonja vereinsamt und in ihrer Verlassenheit schließt sie sich jetzt, nach einer fast siebenjährigen Scheinehe enger Woldemar Kowalewsky an.

Von da an beginnt die Tragik ihres Seelenlebens. Das Herz erwacht und fordert sein Recht auf Liebe und Glück. Sonja, die bisher nur ihrem abstracten Studium gelebt hat, sehnt sich nun mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer phantasiereichen Natur nach Liebe, nach einer unbegrenzten Liebe, die der Gatte ihr nicht bieten kann. Eine nicht zu befriedigende Sehnsucht nach einem großen, unendlichen Liebesglück verläßt sie nicht mehr bis zu ihrem Tode; 1878 wird ihr ein Töchterchen geboren, aber ihre Seele bleibt traurig und einsam. Sie glaubt sich von ihrem Gatten vernachlässigt, verläßt ihn und begibt sich abermals ins Ausland.

Professor Mittag-Leffler, ein Bruder A. Charlotte Leffler's, der Kämpfer für Frauenrecht in Stockholm, setzt nach heftigem Widerspruch der Conservativen ihre Berufung als Professor der Mathematik an die Stockholmer Universität durch.

Die Nachricht vom Selbstmord ihres Gatten, den mißglückte Bau- und Zeitungsunternehmungen zu diesem Schritt veranlassen, erschüttern Sonja aufs Tiefste; qualvolle Reue, ihn verlassen zu haben, bemächtigt sich ihrer und sie verfällt in ein Nervenfieber, von dem sie sich nur schwer und langsam erholen kann. Nach der Genesung wendet sie sich wieder ihren wissenschaftlichen Studien zu und unternimmt häufig Reisen nach Berlin und Paris, kehrt aber immer schwereren Herzens nach Stockholm zurück, wo ihr die Verhältnisse klein und eng erscheinen.

Im Jahre 1888 erlebt sie einen großen Triumph — in Anwesenheit vieler Gelehrten der Akademie der Wissenschaften in Paris wird ihr der Prix Bordin zuerkannt.

Aber auch dieser Erfolg vermag sie nicht ganz auszufüllen; sie steht unter dem schweren Eindruck einer bitteren Enttäuschung — ihre Liebe zu M., „der genialsten Persönlichkeit, die ihr begegnet war", wird nicht in dem Maße erwidert, wie sie es erwartet und gefordert hat. Und die preisgekrönte Sonja Kowalewska beneidet ihre Freundin J., die, von Liebe und Bewunderern umgeben, in Paris ein glänzendes Heim bewohnt!

Ohne einen Schimmer von Hoffnung und freudlos, geht sie wieder — gealtert und abgehärmt — nach Stockholm, wohin sie die Pflicht ruft, und erfüllt hier mit übermäßigem Eifer ihre Aufgabe. Sie vernachlässigt ihre Kleidung, ihre Gesundheit . . . das Leben ist ihr eine Last und sie sehnt sich oft nach dem Tode.

„Warum, warum kann mich Niemand lieben?" fragt sie bitter. „Ich könnte ja einem Anderen mehr als fast jedes andere Weib sein!" *)

Gleich ihrer congenialen Landsmännin Marie Baschkirzew bleibt die gefeierte, preisgekrönte, beneidete, bewunderte, an wissenschaftlichen Ehren und literarischen Erfolgen reiche Sonja Kowalewska einsam.

---

*) Anne Charlotte Leffler: „Sonja Kowalewska, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich selbst mitgetheilt hat."

Mit dem glühenden Durst nach Liebe auf den Lippen sterben diese zwei herrlichen Frauen, die vielleicht unbewußt die Liebe als das Symbol des Unbegrenzten, Räthselhaften und Wunderbaren ihrer Seelen so vergebens auf der Erde gesucht haben . . .

Louise Flachs-Fotschaneanu.

Wien, im März 1896.



I.

Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als ich mich in Petersburg niederließ. Drei Monate vorher hatte ich eine der ausländischen Universitäten absolvirt und war mit dem Doctordiplom in der Tasche nach Rußland zurückgekehrt. Nach einem fünfjährigen, zurückgezogenen, beinahe völlig einsiedlerischen Leben in einem kleinen Universitätsstädtchen erfaßte mich auf einmal das Petersburger Leben wie ein Rausch. Für eine Zeitlang vergaß ich die Begriffe von analytischen Functionen, Raum, vier Dimensionen, die noch vor Kurzem meine ganze innere Welt erfüllten, und gab mich mit der ganzen Seele den neuen Interessen hin; ich machte links und rechts Bekanntschaften, bemühte mich in die verschiedensten Kreise einzudringen und verfolgte mit brennender Neugier die Erscheinungen dieses verwickelten, im Grunde so leeren, aber auf den ersten Blick so verlockend aussehenden Chaos, das man Leben heißt. Alles interessirte und freute mich jetzt. Es zerstreuten mich die Theater und die Wohlthätigkeits-Soiréen und die literarischen Kreise mit ihren endlosen, zu nichts führenden Disputen über alle möglichen abstracten Themata. Die gewöhnlichen Besucher dieser Kreise waren der Dispute schon überdrüssig, für mich hatten sie noch den ganzen Reiz der Neuheit. Ich gab mich ihnen mit dem Enthusiasmus

hin, dessen nur der von Natur gesprächige Russe fähig ist, welcher noch dazu fünf Jahre hindurch ausschließlich in Gesellschaft zweier, dreier Specialisten lebte, die von ihrer engen, sie gänzlich ausfüllenden Beschäftigung in Anspruch genommen sind und nicht begreifen können, wie man seine kostbare Zeit mit müßigem Tratsch vergeudet. Das Vergnügen, welches ich an dem Verkehr empfand, theilte sich auch der Umgebung mit. Indem ich mich selbst hinreißen ließ, brachte ich neue Bewegung und neues Leben in jenen Kreis, den ich frequentirte. Der Ruf einer gelehrten Frau umgab mich wie mit einer Art Aureole; die Bekannten erwarteten irgend etwas von mir, man hatte bereits in zwei, drei Zeitschriften allerhand über mich ausposaunt, und diese mir noch völlig neue Rolle einer berühmten Frau hat mich, wiewohl sie mich etwas verwirrte, im Anfang dennoch belustigt. Kurz, ich befand mich in der seligsten Stimmung, ich durchlebte in dieser Epoche meines Lebens sozusagen la lune de miel meiner Berühmtheit; ich wäre bereit gewesen, auszurufen: „Alles ist auf das Beste bestellt in dieser besten der Welten.“ Heute war ich besonders guter Laune. Gestern hatte ich eine Abendunterhaltung in der Redaction einer neuen, eben erschienenen Zeitschrift mitgemacht; auch ich wurde zum Mitarbeiten aufgefordert. Dieses neue Unternehmen beschäftigte alle Mitarbeiter außerordentlich, und die Redactions-Samstage zeichneten sich durch ungewöhnliche Lebhaftigkeit aus. Gegen drei Uhr Morgens kam ich nach Hause; ich stand daher heute spät auf, verbrachte lange beim Morgenthee und durchflog mit Interesse einige Zeitungen. Ich las die Anzeige von

dem Gelegenheitsverkauf eines geschnitzten Bücherschrankes und fuhr hin, um ihn zu besichtigen. Auf dem Wege dahin traf ich in der Pferdebahn eine bekannte Dame, die wie ich Comitémitglied der gerade vor Kurzem eröffneten „höheren Frauencurse“ war, ich sprach mit ihr von „Geschäften“, besuchte noch zwei, drei Bekannte und kehrte gegen vier Uhr nach Hause zurück; ich saß jetzt ruhig im Stuhl vor dem geheizten Kamin und betrachtete mit Vergnügen mein hübsch eingerichtetes Arbeitszimmer. Nach fünfjährigem Herumwandern in verschiedenen möblirten Zimmern bei deutschen Wirthinnen war ich jetzt wirklich froh über das mir neue Vergnügen an meinem eigenen, gemüthlichen Winkelchen.

Es klingelte im Vorzimmer. „Wer mag das sein?“ dachte ich, im Geiste alle Namen meiner verschiedenen Bekannten aufzählend, und mit einer gewissen Unruhe warf ich einen Blick in den Spiegel, um mich zu vergewissern, daß meine Toilette in Ordnung ist. Eine hohe junge Frau in einem einfachen Tuchpelz trat ins Zimmer ein. Infolge meiner Kurzsichtigkeit konnte ich nicht gleich unterscheiden, ob ich diese Person kenne — und ich konnte dies umsoweniger, als ein schwarzes Kopftuch beinahe völlig ihr Gesicht verhüllte und nur ein kleines, regelmäßiges, vom Frost leicht geröthetes Näschen frei ließ. Ich erhob mich, um freundlich, aber mit einem gewissen Erstaunen im Blick dem Gast entgegenzugehen.

„Entschuldigen Sie, daß ich mich entschlossen habe, Sie zu belästigen, obgleich ich Sie nicht persönlich kenne,“ sagte die Eintretende. „Ich bin Wjera Baranzow. Sie werden sich meines Namens kaum erinnern, obschon

unsere Eltern Gutsnachbarn waren. Ich habe von Ihnen in den Zeitungen unlängst gelesen. Ich weiß, daß Sie lange im Auslande studirt haben, und überall erzählt man sich, daß Sie ein guter, ernster Mensch seien. Da fiel es mir ein, daß Sie mir mit einem Rath beistehen könnten."

Das Alles sprach sie in einem Athem und hastig, mit voller, überaus angenehmer Bruststimme. Ich war verwirrt und geschmeichelt von diesem Beweis meiner Berühmtheit. Zum ersten Mal hat sich an mich ein Unbekannter um Rath gewendet.

„Ah, ich freue mich sehr! Bitte, setzen Sie sich. Legen Sie doch Ihren Pelz ab," stammelte ich freundlich und sehr verwirrt.

Wjera warf das schwarze Tuch vom Kopf ab. Ich war erstaunt, eine solche Schönheit zu sehen.

„Ich bin allein auf der Welt und hänge von Niemandem ab. Mein persönliches Leben ist abgeschlossen. Für mich erwarte und will ich nichts mehr. Aber mein leidenschaftlicher, flammender Wunsch ist, der „Sache" nützlich zu sein. Sagen Sie, lehren Sie mich, was zu thun," sagte Wjera plötzlich, ohne Einleitung, sogleich auf den Zweck ihres Besuches übergehend. Von jeder Anderen hätte dieser sonderbare, unerwartete Anfang unangenehm, wie eine Effecthascherei berühren können, aber Wjera sprach so einfach, in der Stimme hörte man einen so aufrichtigen, flehenden Ton, daß ich gar nicht daran dachte, mich zu wundern. Dieses hohe, schlanke Mädchen mit dem blassen Gesichte und den sinnenden blauen Augen war mir mit einem Male außerordentlich nah und sympathisch. Ich befürchtete

nur Eines: daß ich ihr Zutrauen nicht rechtfertigen, auf ihr Ansuchen in nicht entsprechender Weise antworten und ihr keinen nützlichen Rath werde geben können. Und mein eigenes Leben der letzten drei, vier Monate erschien mir mit einem Male so leer und unbedeutend; alle Interessen, die mich erfüllten, verloren an Sinn und Bedeutung. Plötzlich schnitten mir Gewissensbisse ins Herz. „Was werde ich ihr sagen? Womit ihr helfen?"

Da ich nicht wußte, womit beginnen, bat ich Wjera, Platz zu nehmen, und ließ Thee bringen. In Rußland kann kein herzliches Gespräch ohne den Samowar geführt werden. Was mich bei Wjera gleich überraschte, war ihre völlige Gleichgiltigkeit gegenüber allem Aeußerlichen. Sie glich denjenigen Hellseherinnen, deren Blick von einem einzelnen Gegenstande so sehr absorbirt ist, daß sie unfähig sind, andere Eindrücke aufzunehmen.

Ich fragte sie, ob sie schon lange in Petersburg weile, ob sie in ihrem Hotel gut untergebracht sei? Aber auf alle diese Fragen antwortete Wjera zerstreut, mit einer gewissen Unzufriedenheit. Die Kleinlichkeiten des Lebens haben sie augenscheinlich gar nicht interessirt. Wiewohl sie noch nie in Petersburg gewesen war, überraschte und interessirte sie das hauptstädtische Getriebe nicht. Sie war bloß von Einem Gedanken ganz eingenommen: einen Inhalt und Zweck des Lebens zu finden. Es zog mich mächtig zu diesem jungen Mädchen, das so wenig den anderen glich, die ich vorher kennen gelernt hatte. Ich bemühte mich darum, ihr Vertrauen zu gewinnen, in ihre geheimsten Gedanken einzudringen.

Auf ihre Frage erwiderte ich, daß ich ihr keinen Rath geben könne, ehe ich sie nicht näher kennen lerne. Ich bat Wjera, mich, wenn möglich, oft zu besuchen und mir ihre ganze Vergangenheit zu erzählen. Wjera selbst hatte daran gedacht, sich ganz mitzutheilen und antwortete auf alle meine Fragen mit ungezwungener Offenherzigkeit. Nach wenigen Wochen drang ich in ihr Herz ein und las darin so klar, wie eine Frau nur in dem Herzen einer anderen lesen kann.

II.

Die Familie der Grafen Baranzow ist eine vornehme, obgleich man nicht sagen kann, daß sie sehr alten Geschlechtes wäre. Ihr officieller Stammbaum kann allerdings bis Rurik verfolgt werden, aber es ist an der völligen Glaubwürdigkeit dieser Urkunden zu zweifeln erlaubt. Ganz festgestellt ist nur, daß ein gewisser Iwaschka Baranzow als Gemeiner in der Garde Ihrer Majestät der Kaiserin Katharina II. stand; im Gesicht war er Milch und Blut und von Gestalt eine gute Klafter hoch, und er verstand es so gut, der Landesmutter zu dienen, daß er wegen seiner treuen Dienste sofort zum Corporal ernannt und mit einem Grundbesitz von 500 Bauernseelen und 1000 Rubeln belohnt wurde — Seelen waren dazumal billig und das Geld theuer. Seit jener Zeit datirt die Blüthe des Baranzow-Geschlechtes. Mit dem Grafentitel wurde es von Alexander I. ausgezeichnet, an dessen Hof die

schöne Gräfin Baranzow einige Zeit eine sehr angesehene Rolle gespielt hatte. Uebrigens sind in den Familienchroniken dieses Geschlechtes in den letzten hundert Jahren nicht bloß Erfolge zu verzeichnen, dasselbe hat auch manches Mißgeschick erfahren. Alle Baranzow's zeichnen sich durch Heftigkeit und Zügellosigkeit im Wünschen aus, und diese Eigenschaft hat sie oft genug in Gefahr gebracht. Mehr als ein bedeutendes Gut, mehr als ein einträgliches Gebiet wurden zu dieser Zeit im Kartenspiel, für Pferde und schöne Frauen vergeudet. Das Glück der Baranzow-Familie begann sich zeitweilig zu trüben, aber durch die Gnade Gottes hellte sich die leichte Wolke in der Sonne der kaiserlichen Huld bald auf. Irgend einer von den Baranzow's hat es immer so einzurichten gewußt, daß er zur rechten Zeit seinem Kaiser und Vaterlande einen Dienst erwies und dann traten an die Stelle der verschwendeten und verlorenen Güter neue große, so daß im großen Ganzen die Familie eigentlich fortfuhr, zu wachsen und zu gedeihen. Wenn aber auch die Güter schnell verschwendet und wieder erworben wurden, ging dagegen unveränderlich ein kostbares Erbe: die ungewöhnliche, sozusagen, die Familienschönheit von Geschlecht zu Geschlecht, vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter über. Es hat unter ihnen nicht einen einzigen Abstoßenden, Mißgestalteten oder überhaupt einen gegeben, der unschön gewesen wäre. Als ob sie einen natürlichen Hang zum Schönen gehabt oder Darwin's Theorie vorausgeahnt hätten, heirateten alle Grafen Baranzow's Schönheiten, fanden alle ihre Töchter schöne Männer. Demzufolge hat sich der

Familientypus erhalten und ist in der russischen Aristokratie so bekannt, daß, wenn man von Jemandem sagen wird: „er oder sie hat ein Baranzow-Gesicht" und in der Vorstellung nicht gleich ein bestimmtes Bild erscheint — eine große, stattliche Gestalt, mattweißes, ovales Gesicht mit durchsichtigen, rosigen Farben auf den Wangen, eine niedere, breite Stirne, mit fein gezeichneten, blauen Adern an den Schläfen, wie Rabenflügel schwarzes Haar und blaue, schwarz bewimperte Augen — so bedeutet das, daß man nicht zu den Aristokraten gehört und in den Dingen of the upper ten thousands in Rußland gar nichts versteht.

Dieser Baranzow-Typus war stark und zäh; man konnte in der guten, alten Zeit der Leibeigenschaft an ihm auch die Fähigkeit bemerken, auf die Bauern und das Gesinde der gräflich Baranzow'schen Güter überzugehen. Es war doch merkwürdig! Der Herr oder die jungen Herren brauchten nur auf einem der Güter zu Gast zu sein, so kam nachher gewiß in der einen oder der anderen Bauernhütte — und zwar in derjenigen, wo es junge und hübsche Weiber gab — ein Kind zur Welt mit dem Gesicht eines kleinen Baranzow, mit denselben edlen Zügen der Kinder im Herrschaftshause.

Graf Michail Iwanowitsch Baranzow war ein verdienstvoller Sprosse seiner Familie. Außer seiner Schönheit hatte er das Glück, zu Beginn der Regierung Nikolai's geboren zu werden, in der Periode der vollen Blüthe der Petersburger Garde. Nachdem er einige Jahre in einem Kürassierregiment gedient, viele Frauenherzen gebrochen hatte, erwarb er sich unter

seinen Kameraden redlich den schmeichelhaften Spitznamen: „Schrecken der Ehemänner.“

Noch in jungen Jahren verliebte er sich leidenschaftlich in eine entfernte Verwandte Marie Dimitriewna Kudrawzewa, die auf ihrem schönen, wie von einem großen Künstler gemeißelten Gesicht den deutlichen Stempel des Baranzow'schen Geschlechtes trug. Da er Gegenliebe fand, heiratete er und setzte seinen Dienst fort. Er hätte vielleicht auch einen hohen Rang erlangt, aber zu Beginn der Regierung Alexander II. widerfuhr ihm eine kleine Unannehmlichkeit, deren Ursache auch in dem stürmischen Blut der Baranzow und in der verhängnißvollen Baranzow'schen Schönheit lag. Er war auf seine schöne Frau eifersüchtig, forderte einen Gardeofficier zum Duell und tödtete ihn.

Die Affaire wurde schlecht und recht vertuscht, aber dem jungen Grafen ward es nach diesem Vorfall ungemüthlich, in seinem Regiment zu verbleiben; er war genöthigt, um seine Entlassung zu bitten, und reiste auf sein Gut, das er vom Vater, der gerade gestorben war, geerbt hatte. Das war im Jahre 1857. In Petersburg gingen schon vage Gerüchte von der Bauernbefreiung umher, aber bis nach Borki, so hieß das Gut des Grafen Baranzow, waren diese Gerüchte nicht gedrungen. Dort ging Alles noch nach der guten, alten Ordnung. Wie groß zu jener Zeit das Vermögen des Grafen Michail Iwanowitsch war, wußte Niemand genau, am wenigsten er selbst. Das Gut war groß, wenn auch nicht mehr von der früheren Ausdehnung. Der Papa seligen Angedenkens liebte es gleichfalls, recht vergnügt zu leben, und unter ihm noch wurde ein großer Theil

des Waldes ausgeholzt und nicht wenige Deßjatin Grund Wiesen verkauft. Michail Iwanowitsch verließ nach ungefähr fünfzehnjährigem Dienst bei den Kürassieren Petersburg, selbstverständlich nicht ohne Schulden. Seine Verwaltung begann er damit, daß er zur Deckung alter Sünden noch ein gut Stück Grund verkaufte und auf den Rest des Gutes eine Anleihe machte. Bis nun ließ sich Alles gut einrichten und der Graf wurde nicht beunruhigt. Der Dorfälteste war tüchtig, er verstand es, Alles ohne Lärm zu arrangiren, ohne überflüssige Gespräche: wenn der Herr Geld nöthig hatte, war es immer zur Hand.

Zur Zeit ihrer Uebersiedlung aufs Land hielten sich der Graf Michail Iwanowitsch und die Gräfin Maria Dimitriewna, trotz ihrer drei erwachsenen Töchter, für sehr jung. Sie nahmen weder Sorgen noch Pflichten auf sich und Niemand bestritt ihnen das Recht, ganz nach Belieben zu leben. Alles nahm hier seinen früheren Lauf, frei und fröhlich. Noch zu Lebzeiten des seligen Herrn war das ganze Haus auf großem, herrschaftlichen Fuß geführt worden: dreißig Pferde zum Ausfahren im Stall, ein englischer Garten, Orangerien und Treibhäuser, eine Menge müssigen und faulen Gesindes.

Die einzige Veränderung, welche die jungen Herrschaften mit sich brachten, bestand darin, daß sie zu den Einfällen des alten Sybaritenthums viele verschiedene hauptstädtische, verfeinerte Liebhabereien hinzufügten, von denen man sich früher auf dem Lande nichts träumen ließ. In den Paradezimmern waren alle Möbel mit Seidenstoff überzogen, die Fenster und

Dielen waren früher unbedeckt, jetzt wurden überall Teppiche aufgelegt und Portièren angebracht. Die Diener trugen früher fettglänzende, von den Herrschaften abgelegte Röcke, jetzt nähte man ihnen Livréen. Die Küche übergab man der Verwaltung eines Kochs, der im englischen Club gelernt hatte, und in der Gesindestube fügte man noch zu der Menge der Stubenmädchen, die im Hause aufgewachsen waren und sich mit Nähen, Sticken, Spitzenklöpelei beschäftigten, eine elegante, bezahlte Kammerzofe.

Die junge Herrschaft übte auch mit ihrem Beispiel einen wohlthätigen Einfluß auf die Nachbarschaft aus. Der Gouverneur hat nicht ohne Grund in der Rede, die bei dem Diner zu Ehren der Neuangekommenen gehalten wurde, gesagt, daß sie ein neues Leben ins Gouvernement gebracht haben. In der That begann mit ihrer Ankunft die Aera der Festlichkeiten, Schmausereien und Vergnügungen. Niemand wollte sich vor den Gästen aus der Hauptstadt blamiren.

Die Gutsbesitzer und Gutsbesitzerinnen schüttelten ihre ländliche Faulheit ab. Die früheren harmlosen Zeitvertreibe, die schwerfälligen Geburtstagstafeln, Kartenspiel und Tanz veränderten sich jetzt zu feineren, sozusagen intellectuellen Genüssen. Nach Ankunft des Grafen Baranzow auf seinem Landsitz entstanden im ersten Jahr in ihrer Gouvernementstadt ein Dilettantentheater, Concerte mit lebenden Bildern und Costümabende auf Subscription.

Und Michail Iwanowitsch und Maria Dimitriewna waren entzückt von dem Eindruck, den sie im Gouvernement machten, und Beide waren von der Be-

deutung ihrer sogenannten Civilisationsmission ganz durchdrungen. Der Graf hielt sogar bei einem officiellen Diner einen Speech über die Bedeutung der englischen Gentry und drückte den Wunsch aus, daß die russischen Gutsbesitzer zu englischen Landlords werden sollten.

Die Gräfin bemühte sich auch nicht wenig um die Veredlung der Provinzsitten. Sie fühlte sich verpflichtet, kostbare Toiletten aus Petersburg zu bestellen. Das Haus der Baranzow war für Gäste immer offen. Das Diner wurde nach städtischer Art spät genommen und alle Hausgenossen mußten sich vor Tische, wie es bei den Engländern geschieht, umkleiden. Zum Dejeuner reichte man nicht einfachen Schnaps, sondern Englisch-Bitter.

Das Haus der Baranzow war ein schwerfälliges altes Gebäude mit Steinmauern von zwei Arschin Dicke; äußerlich erinnerte es an einen großen, viereckigen Kasten, bei dem man, Gott weiß, weshalb, an verschiedenen Seiten phantastische Laternen und kleine Balkons angebracht hatte. Im Allgemeinen war es von jenem ausgesprochenen, obgleich noch in keinem Lehrbuch der Architektur vorkommenden Styl, den man den Styl der Leibeigenschaft hätte nennen sollen. Ueberall war viel Material verbraucht, aber Alles war plump. Aus Allem ging hervor, daß das Haus zu der Zeit gebaut wurde, als die Arbeit umsonst war und da man Alles mit häuslichen Mitteln bestritt. Die Ziegel brannte man in der eigenen Ziegelei, die Parqueten verfertigten Leibeigene aus dem eigenen Holz; selbst der Baumeister, der den Plan entworfen, war ein Leibeigener. Im Innern unterschied sich die Lage der Zimmer im Hause

der Baranzow wesentlich nicht von der Mehrzahl der Gutsbesitzerhäuser jener Zeit: Oben wohnten die Herrschaften, unten befanden sich die Kinderzimmer; das Souterrain war für die Küche und die Dienerschaft bestimmt. Ins Souterrain kam die Gräfin nur zum Auferstehungsfest, um mit dem Gesinde die Osterküsse zu tauschen; ins Kinderzimmer aber blickte sie manchmal auch an gewöhnlichen Tagen, wenn die Zeit es ihr erlaubte, d. h. wenn keine Gäste da waren oder wenn sie keine Besuche machte; das kam übrigens nicht sehr oft vor.

In der Kinderstube des Baranzow'schen Hauses wuchsen heran und entwickelten sich drei Fräulein, die unter der Obhut von zwei Gouvernanten standen, von denen die eine, Mlle. Julie, groß, sehr lebhaft und eine gesprächige Brünette unbestimmten Alters, die andere, Mme. Night, eine stattliche Wittib mit einem strengen, monumentalen, von dicken grauen Locken umrahmten Gesicht, war.

Außer diesen zwei Erzieherinnen umgab überdies nicht wenig anderes Volk die Kinder: die alte Njanja (Kinderfrau), das Stubenmädchen Anisja und ein Laufmädchen.

Kurz, Alles war so bestellt, wie es in einem Herrschaftshaus sein soll. Die drei Fräulein waren für ihr Alter groß, hatten herrliches, dichtes Haar, das man des Morgens zu einem Zopf flocht und zum Diner frei wallen ließ, und alle drei versprachen, mit der Zeit Schönheiten zu werden.

Die zwei älteren, Lena und Lisa, standen schon, sozusagen, auf der Schwelle, um bald aus der Kinder-

stube in den Salon zu eilen. Die eine von ihnen war vierzehn, die andere dreizehn Jahre alt. Beide lauschten mit leidenschaftlichem Interesse jedem Ton, der von den oberen Stockwerken zu ihnen drang, und Beide murrten gewaltig, daß man sie noch kurze Kleider tragen ließ.

Das dritte Fräulein, Wjera, noch ganz klein, ein Mädchen von acht Jahren, mit rundem, rosigem Gesicht und mit jenem seltsamen, beschaulichen Blick, der fast immer in den Augen der Kinder vorkommt, die ihr eigenes kindliches Leben haben, murrte bis nun noch gegen nichts. Wie bei allen Kindern, deren Leben regelmäßig verläuft, waren bei ihr die conservativen Instincte stark entwickelt; sie war Allem, was sie umgab, unbewußt mit der thierischen Anhänglichkeit eines gepflegten Hausthierchens ergeben, und ihr kam es nie in den Sinn, an dem Verdienst eines ihrer Nächsten zu zweifeln. Ihre Mutter war die beste der Mütter, ihre Kinderstube die beste der Kinderstuben.

Ja, im Hause ging es überhaupt herrlich zu. Ein Jeder kannte seinen Platz und Alle lebten friedlich und ruhig, wie immer in einer Gesellschaft, wo es zuverlässige Stützen gibt und nicht jede einzelne Persönlichkeit genöthigt ist, mit dem Kopf die Mauer einzurennen, um gegebenenfalls für sich einen Ausweg zu suchen.

Im Allgemeinen dachte und flüsterte und träumte man nicht wenig von Liebe — sowohl in den oberen, wie in den unteren Stockwerken des Baranzow'schen Hauses. Und wahrhaftig, außer den Freuden und Leiden der Liebe konnte, wie es schien, nichts den geraden Weg durchkreuzen, der sich vor den drei Fräulein Baranzow eben und glatt wie Leinenfäden ausbreitete.

Nach jeder Richtung war ihr Leben vorherbestimmt und vorhergesehen. Papa und Mama waren fest entschlossen, Lena Mistino, Lisa Stepino und der jüngsten, Wjera, Borki als Mitgift zu geben. Der Graf und die Gräfin wußten auch, daß nach drei, vier Jährchen zur rechten Zeit zweifellos irgend ein Husar oder Dragoner erscheinen und Lena holen wird, und übers Jahr wird ein anderer Husar kommen und entführt Lisa. Und dann ist die Reihe an Wjera. Die Kinder werden nicht in Borki wohnen, sondern anderwärts, in einem anderen Hause, nicht Anisja wird sie bedienen, sondern irgend ein anderes Stubenmädchen; von diesen kleinen Veränderungen abgesehen, wird jede den gleichen Lebenslauf wiederholen, wie die Mutter den Lebenslauf der Großmutter wiederholt hat. Das Alles war sehr einfach und sehr wahr und verstand sich von selbst, ohne darüber nachzudenken, etwa wie man weiß, was man morgen und übermorgen zu Mittag essen wird.

Aber alle diese richtigen und sicheren Pläne wurden durch ein unerwartetes Ereigniß vereitelt, das heißt, thatsächlich kam dieses Ereigniß gar nicht so unerwartet, da man schon zwanzig Jahre vorher davon gesprochen, ganz Rußland darauf vorbereitet hatte; aber wie alle großen Ereignisse hatte es die Eigenthümlichkeit, daß es, als es sich endlich verwirklichte, Allen als etwas plötzlich Dahergeflogenes erschien und Alle unvorbereitet fand.

Den ersten Schatten dieses herannahenden Ereignisses sah Wjera an Folgendem: Zu Ende des Jahres 1860 fand bei den Baranzow ein Familiendiner statt, an dem außer den üblichen Tanten, Großmüttern und

nächsten Nachbarn noch ein seltener, würdiger Gast theilnahm — der Onkel aus Petersburg, ein hoher Beamter irgend eines Ministeriums. Er war heute Morgens angelangt und sprach bei Tische selbstverständlich ganz allein, erzählte allerhand Geschichten aus den höheren Regierungskreisen, wovon man aus den Zeitungen gar nichts zu erfahren pflegt. Während des Speisens unterbrach ihn die Gräfin einigemale, gerade wenn die Erzählung am lebhaftesten war. „Stepan! prenez garde!“ sagte sie, geheimnißvoll mit dem Kopfe auf die servirenden Diener deutend, obgleich diese ihre gewöhnliche, gänzlich theilnahmslose Miene bewahrten.

Nach dem Dessert begab man sich in den Salon. Der Graf selbst überzeugte sich davon, ob die in alle anstoßenden Zimmer führenden Thüren geschlossen sind. „Vous pouvez parler, Stepan!“ sagte er feierlich. Wjera saß auf den Knien des neuen Onkelchen, mit dem sie bereits befreundet war. Man schenkte ihr gar keine Aufmerksamkeit, in der Meinung, sie verstehe noch nichts.

„C'est fait! L'empereur a souscrit le projet, qui lui a été présenté par la commission,“ berichtete feierlich das Onkelchen.

Der Mutter, die gerade in diesem Augenblicke Kaffee einschänkte, fielen die Hände schlaff herab; der Löffel erklang auf der Untertasse und einige Kaffeetropfen kamen auf das theure Tischtuch.

„Mon Dieu! Mon Dieu!“ sprach sie, in den Stuhl zurücksinkend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Alle Anwesenden waren von den Worten des Onkels wie versteinert.

„Ist es denn wirklich definitiv entschieden?“ fragte der Papa mit stillem, gezwungen ruhigem Ton.

„Definitiv und unwiderruflich! Anfangs Februar werden an alle Pfarrkirchen Manifeste versendet, damit man es am 19. dem Volke bekannt mache,“ erwiderte der Onkel, seinen Kaffee mit dem Löffel mischend.

„Das heißt also, jetzt bleibt nichts Anderes übrig, als auf Gottes Gnade vertrauen,“ sagte seufzend der Papa.

Einige Augenblicke herrschte allgemeines, schweres Schweigen.

„Mein Gott! Was ist denn das? Nach meiner Ansicht ist das einfach ein Raub,“ ließ sich plötzlich die Stimme des alten Simion Iwanowitsch — es war der Onkel des Vaters — vernehmen. In seiner Aufregung sprang er von seinem Sitze auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. Die weißen Haare fielen ihm in das erhitzte, zornige Gesicht.

„Schreien Sie nicht, Onkel, um Gotteswillen! Les domestiques peuvent entendre,“ flehte erschrocken die Mama.

„Ja, also erklären Sie mir endlich, was wird es werden? Das heißt, man wird jetzt aufhören, uns zu gehorchen . . . So etwas, nicht wahr?“ mengte sich die alte Tante Arina Iwanowna laut und gekränkt ins Gespräch.

„Komm' nicht mit Dummheiten, Schwester,“ sagte ungeduldig der Papa und drängte sie sachte mit der Hand weg. „Laß mich Stepan nach Allem gründlich ausfragen, wie es sich gehört.“

Die Herren gruppirten sich um Stepan Michailowitsch, der irgend etwas sehr erregt zu besprechen anfing. Die Frauen fuhren fort, entrüstet zu sein.

„Comment, est ce que l'empereur, qui a l'air si bon, peut nous faire tant de peine?“ wunderte sich eine von ihnen.

Der Diener trat ein, um den Kaffee wegzutragen. Sofort schwiegen Alle.

„Fräulein, Sie blieben heute nach dem Diner im Salon. Hörten Sie nicht, wovon die Herrschaften sprachen?“ fragte spät Abends Anisja, als sie das kleine Fräulein zu Bett brachte.

Von all dem, was im Salon gesprochen wurde, begriff Wjera bloß, daß ihrer ganzen Familie irgend eine Gefahr drohe. Niemand hatte zwar daran gedacht, ihr Schweigen aufzutragen, aber das Kastengefühl ist in diesem Racenthierchen schon so stark, daß es mit Würde antwortet: „Ich habe nichts gehört, Anisja!“

Obgleich jetzt Allen bekannt war, daß das Manifest nicht nur vom Kaiser unterschrieben worden ist, sondern auch von allen Pfarrkirchen verkündigt werden wird, fuhren die Herrschaften bis zum letzten Tage, bis zur letzten Minute fort, zu besorgen, die Dienerschaft könnte es vorzeitig erfahren.

Die Dienerschaft ihrerseits gab durch nichts zu erkennen, daß sie etwas wußte, und alle Gespräche im Vorzimmer und im Buffet verstummten ebenso rasch, wenn Jemand von den Herrschaften hereintrat, wie die Gespräche im Salon bei dem Erscheinen eines Dieners.

Endlich ist er da, dieser grausame, der längst erwartete, der folgenschwere 19. Februar! Die ganze Familie Baranzow rüstet sich zum Kirchgang. Nach dem Hochamte wird der Priester das Manifest verlesen.

Schon um 9 Uhr Morgens sind Alle angekleidet und bereit. Alles wird heute fieberhaft und zugleich feierlich verrichtet, wie es beispielsweise geschieht, wenn man zu einem Begräbniß fährt. Alle fürchten ein überflüssiges Wort auszusprechen. Selbst die Kinder fühlen instinctiv die Bedeutung und Feierlichkeit des heutigen Tages, verhalten sich still und artig und wagen nicht, irgend eine Frage zu stellen.

Vor der Einfahrt stehen zwei Wagen. Die Equipagen sind blank geputzt, die Pferde tragen das beste Geschirr, die Kutscher haben neue Kaftane.

Der Vater ist auch ganz in Parade, in Uniform mit Orden. Die Mutter in einem theueren Sammtüberwurf; die Kinder sind wie die Puppen geschmückt.

In den ersten Wagen setzen sich die Herrschaften: Der Graf und die Gräfin im Fond, die drei Töchter gegenüber. Im anderen Wagen nehmen die Gouvernanten, die Wirthschafterin und der Verwalter Platz. Das übrige Gesinde geht zu Fuß in die Kirche. Außer den kleinen Kindern und dem verblödeten alten Mathei bleibt keiner zu Hause.

Bis zur Kirche sind es drei Werst. Während der Fahrt führt die Mutter oft das parfumirte Taschentuch an die Augen. Der Vater schweigt finster.

Der ganze Platz vor der Kirche ist schwarz von Menschen. Zwei-, dreitausend Bauern und Bäuerinnen haben sich aus den Nachbardörfern versammelt. Von

der Ferne scheint es eine compacte Masse grauer Bauernröcke, unter welchen bald da, bald dort grell das Kopftuch einer Bäuerin hervorsticht.

„Ce spectacle me fait mal! Je pense involontairement à 89!" murmelt hysterisch die Gräfin.

„De grace, taisez-vous, ma chère!" erwidert mit erregtem Flüstern der Graf.

Und heute, wie immer an Festtagen, wartet der Pförtner auf dem Glockenthurme das Erscheinen des Herrschaftswagens ab und wie dieser nur bei der Biegung der Straße sich zeigt, fangen auch schon die Glocken zu läuten an.

Die Kirche ist gesteckt voll; ein Apfel hätte keinen Raum, zu Boden zu fallen; aber nach altem, eingewurzeltem Gebrauch tritt diese ganze, dichte Menge ehrerbietig vor den Herrschaften zurück und läßt sie vor, zu ihrem gewohnten Platze auf dem rechten Chor.

„Beten wir Alle zum Herrn! Beten wir," verkündete der Priester, in vollem Ornate aus der Sakristei heraustretend.

„Und zu Deinem Geiste," erwidert der Sängerchor.

Wie ein Mensch, betet heute verzückt die ganze, dichte, graue, dunkle Masse. Die Bauern und die Bäuerinnen bekreuzen sich oft und werfen sich zu Boden. Die gebräunten, düstern, von tiefen Falten durchfurchten Gesichter sind von der Anstrengung beim Beten und vor Spannung wie krankhaft verzerrt.

„Tempel des Seufzens, Tempel der Trauer,
Armer Tempel meiner Erde,
Schwere Seufzer hörten weder
Der römische Peter, noch das Colosseum."

Aber heute hört man in diesem Tempel weder Seufzer noch Stöhnen. Heute werden in diesem Tempel und nicht nur in diesem allein, sondern in jeder der vielen hunderttausend Kirchen der russischen Erde so heiße, von so unendlichem Glauben und von so inbrünstigen Hoffnungen erfüllte Gebete zum Himmel gesandt, wie sie vielleicht noch kein einziges Mal, seitdem die Erde besteht, gleichzeitig von einem ganzen Hundertmillionen-Volk hinaufgeschickt wurden.

„Herr, unser Heiland! Wirst Du Dich unser erbarmen? Unser Schmerz ist groß und dauert schon so lange! Wird es jetzt besser sein?"

Was wird das kaiserliche Manifest sagen? Bis nun ist sein Inhalt selbst den Herrschaften nur vom Hörensagen bekannt. Thatsächlich weiß noch Niemand etwas, weil die an die Priester geschickten Manifeste mit dem Staatssiegel geschlossen sind, welches erst nach Beendigung des Hochamtes erbrochen wird.

Von der ungewöhnlichen Ansammlung niederen Volkes und den vielen brennenden Kerzen in der kleinen, niederen Kirche wurde es trotz der geöffneten Thüren und Fenster unerträglich schwül. Der schwere Geruch der schweißigen Kleider und der schmutzigen Stiefel mengt sich mit dem Brandgeruch der Wachskerzen und dem Wohlgeruche des Weihrauches.

Aus dem Rauchfasse steigen blaue Rauchwolken auf. Der Athem versagt, die Brust hebt sich schwer und krankhaft und das physische Leiden infolge des erschwerten Athmens, mit der Gespanntheit der Erwartung vereint, wird zu einer unerträglichen Qual und ruft das Gefühl einer unbegreiflichen Angst hervor.

„Wird's bald, bald?" flüsterte die Gräfin hysterisch, die Hände ihres Gatten krampfhaft drückend.

Der Priester holt das Kreuz hervor. Es vergeht eine gute halbe Stunde, ehe alle Anwesenden sich ihm nähern können. Jetzt ist das Kreuzküssen zu Ende.

Der Priester verschwindet für einige Augenblicke hinter dem Altar und erscheint dann wieder auf der Kanzel, in den Händen eine gestempelte Papierrolle haltend, von welcher ein großes Staatssiegel herabhängt.

Ein tiefer, langer Seufzer geht durch die Kirche, als ob die ganze Menge auf einmal aus einer Brust aufgeathmet hätte. Es ensteht plötzlich eine allgemeine Verwirrung, ein großer Theil der Volksmenge, der vorher nicht in die Kirche zu treten vermocht und sich im Vorhof während des Hochamtes ruhig verhalten hat, verliert jetzt die Geduld. Durch die weitgeöffnete Kirchenpforte dringt plötzlich und zu gleicher Zeit die Menge vor. Die vielen Menschen, die vorne stehen, fallen zu Hauf auf die Altarstufen; man schreit, flucht, stöhnt und die Kinder weinen.

„Mon Dieu! Mon Dieu! prenez pitié de nous!" weint beinahe die Gräfin, obwohl ihr gar keine Gefahr droht, da sie vom Chor geschützt ist. Die Kinder sind auch außer sich vor Angst. Nach wenigen Minuten ist die Ordnung in der Kirche hergestellt; es herrscht wieder lautlose, weihevolle Stille. Alle horchen mit angehaltenem Athem . . . von Zeit zu Zeit hört man bloß einen dumpfen, gepreßten, pfeifenden Ton aus der Brust eines asthmatischen Greises oder einen Säugling aufweinen, den die erschrockene Mutter so eifrig in ihren Armen wiegt, daß er sofort verstummt.

Der Priester liest langsam, singend, und die Worte dehnend, so wie er das Evangelium liest.

Das Manifest ist im Amts- und Bücherstyl abgefaßt. Die Bauern hören athemlos zu, aber wie sehr sie sich auch anstrengen mögen, diese Urkunde, die für sie die Frage „Sein oder Nichtsein“ entscheidet, zu verstehen, können sie doch nur einzelne Worte erfassen. Der wesentliche Inhalt bleibt ihnen dunkel. Während die Vorlesung sich dem Ende nähert, schwindet nach und nach die erregte Spannung von ihren Gesichtern und verwandelt sich in den Ausdruck einer stumpfen, ängstlichen Verwirrung.

Der Priester ist zu Ende.

Die Bauern wissen noch immer nicht recht, ob sie frei sind oder nicht, und wissen nicht die Hauptsache — die für sie brennende Lebensfrage: wem gehört jetzt Grund und Boden? Schweigend und kopfschüttelnd zerstreut sich die Menge.

Der Herrschaftswagen bewegt sich im Schritt durch die Haufen Volkes. Die Bauern gehen weiter und nehmen die Mützen ab, verneigen sich aber nicht so tief, wie sie es ehedem zu thun pflegten, und bewahren ein seltsames, unheilverkündendes Schweigen.

„Ihre gräfliche Durchlaucht! Wir sind die Ihrigen, Sie sind die Unsrigen!“ ruft plötzlich mitten in der allgemeinen Stille die freche Stimme eines betrunkenen, unansehnlichen Bäuerleins in zerlumptem Pelz und ohne Hut, welches, während das Hochamt abgehalten wurde, es schon fertiggebracht hatte, sich zu betrinken; der Betrunkene stürzt auf den Wagen los und bemüht sich im Laufen, mit den Lippen die herrschaftlichen Hände zu berühren.

„Sei nicht zudringlich!“ beseitigt ihn zornig ein großer Bursche mit dickem, finsterem Gesicht.

Am Abend desselben Tages versammelte sich die ganze Familie Baranzow im kleineren Salon der Gräfin. Außer den Hausgenossen waren hier auch Mlle. Julie, Tantchen Arina Jwanowna und Onkel Simion Jwanowitsch. Sonst hielten sich Alle am Abend in verschiedenen Zimmern auf, heute aber führt ein gemeinsames Gefühl des Unglücks sie Alle zusammen. Die Mutter liegt mit Migräne auf der Chaiselongue. Mlle. Julie legt ihr kalte Umschläge auf die Schläfen. Der Vater geht mit den Händen auf dem Rücken düster und nachdenklich im Zimmer auf und ab. Der Onkel, in einem Winkel verloren, schnauft tiefsinnig. Die Tante legt Grande-patience und seufzt dabei von Zeit zu Zeit laut.

Draußen hat sich gegen Abend ein furchtbares Schneegestöber erhoben, im Ofen ist es geradeso, als ob Jemand sich herumschlagen und sehnsüchtig und bange ächzen würde. Auf einmal erhebt sich ein Sturmwind und die Fensterladen schlagen aneinander und die Eisenstäbe auf dem Dache klirren. Die Gräfin erzittert bei jedem Windstoß und springt von der Chaiselongue auf. Im Zimmer wird es dunkler und dunkler. Wie hoch man die Lampe auf dem Tisch auch schrauben mag, brennt sie doch trübe und raucht; aber Alle thun, als ob sie es nicht bemerken würden, man müßte offenbar Oel hinzufüllen. Die Dienerschaft ist heute auseinander gestoben und Niemand will sich erheben, um den Diener zu rufen.

„Die Bauern haben vor einigen Tagen beim Besitzer der Leskowka das Haus angezündet!“ sagte

plötzlich die Tante. „Und sie werden nicht bloß das eine anzünden!“ hört man aus dem Winkel das unheilverkündende Gekrächze des alten Onkels. „Ja, sie haben sich's eingebrockt,“ setzt er nach einigen Minuten mit klagend-prophezeiender Stimme fort. „Wir wollen 'mal sehen, wie es auszulöffeln sein wird. Mag diese da,“ er zeigte mit der Hand auf Mlle. Julie, „uns erzählen, wie es bei ihnen im Jahre 89 war.“

„Mon Dieu! Mon Dieu! que l'avenir est terrible!“ flüsterte nervös die Mutter.

„Redet doch keinen Unsinn! Der russische Bauer ist kein Jakobiner!“ sprach der Vater ruhig und ermuthigend, es war aber zu ersehen, daß der Ton erkünstelt, er selbst gar nicht ruhig war.

„Ach, nein, Michel, unser Bauer ist ein Thier, unser Bauer ist ärger als der französische!“ Die Mutter erhebt sich in der Erregung und stützt sich auf den Ellbogen. „Du weißt doch, daß der Bauer uns nicht leiden kann!“

Im nächsten Zimmer knarrt die Thüre. Alle fahren zusammen und sehen erschrocken auf. Der Mutter entfährt ein geängstigtes „Ach!“

Stepan war es, der zu melden kam, daß der Thee servirt ist.

Für Wjera ist es Schlafenszeit. Im Kinderzimmer befindet sich Niemand.

Sie öffnet die Corridorthür. Von unten hört man aus der Gesindestube, wo die Dienerschaft ihr Abendbrot einnimmt, unklare Laute, Stimmen, Messer und Tellergeklirr und dröhnendes Gelächter.

Wjera ist es sonst streng verboten, in die Gesindestube zu gehen, aber heute hat man sie vergessen. Auch ihr ist es so schwer zu Muthe und sie will hineinsehen, was dort vorgeht. Sie steht einige Augenblicke unschlüssig — aber sie gehört nicht zu den Furchtsamen. Die Neugierde nimmt überhand, und pfeilschnell begibt sie sich ins untere Stockwerk.

Dort geht es flott zu. Des Morgens war die Stimmung der Dienerschaft zurückhaltend, sogar etwas gedrückt, man fürchtete noch daran zu glauben; aber gegen Abend wurde die Tonart höher. Von irgendwoher kam zum Abendbrot Schnaps, Alle waren angeheitert, von ihrer Zurückhaltung blieb keine Spur zurück. Die Gesichter glühen, die Augen sind feucht und die Haare zerrauft.

Der Geruch der Kohlsuppe und des Roggenbrodes, vermengt mit den schweren Branntweindünsten und den scharfen, die Augen brennenden Rauch des Maschorka-Tabaks, die verstimmten Töne der Harmonika, die einander überschreienden Stimmen — Alles das fiel Wjera beim Eintritt in die Gesindestube auf. Beim Erscheinen des Fräuleins wurden Alle plötzlich still, standen auf und nahmen sich zusammen — aber nur für einen Augenblick — es erhob sich bald der Lärm aufs Neue.

„Fräulein, Fräulein! komm' 'mal her! Nicht fürchten!" hörte man die Stimme des betrunkenen Kutschers.

„Nun, was, die Herrschaften oben weinen? Es thut ihnen leid, daß man es ihnen nicht mehr gestattet, uns zu tyrannisiren?"

„Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Niemand hat Euch tyrannisirt. Vater und Mutter sind gut!“ ruft Wjera laut und stampft in ohnmächtigem Zorn mit dem Fuß auf den Boden. Das Baranzow'sche Blut ist erwacht. Sie hätte gerne diese unverschämten Knechte geschlagen. Beleidigung und Entrüstung haben in ihr die Furcht gänzlich erstickt.

„Nicht tyrannisirt! Wieso denn nicht? Und hat Ihr seliger Großvater zu seinen Lebzeiten wenige Menschen verstümmelt? Warum hat er den Andjruschka, den Tischler, der nicht an der Reihe war, ins Militär gesteckt? Warum hat er das Mädel Arina auf den Viehhof geschickt?“ Von verschiedenen Seiten hört man das Durcheinander von Stimmen.

Die Harmonika ist verstummt. Das Gesinde hat sich zu einem Haufen versammelt und ergeht sich in Geschichtenerzählen aus der alten, guten Zeit — schauerliche, haarsträubende Geschichten, von denen Wjera nie geträumt hat.

„Das war aber der Großvater, und Vater und Mutter sind gut!“ Wjera schreit jetzt nicht; sie spricht leise, verschämt, durch Thränen.

Einige Minuten Schweigen.

„Ja, die jungen Herrschaften gehen an, sind gut!“ gaben ungern einige Leute zu.

„Das heißt, jetzt ist unser Herr ruhiger geworden, wie er aber noch ledig war, hat er ins Mädels auch genug zugesetzt,“ bemerkte boshaft die alte, angeheiterte Beschließerin.

„Ihr Gottlosen! Sündenvolk! Thut Euch das kleine Kind nicht leid!“ rief plötzlich die zornig ent-

rüstete Stimme der Kinderfrau. Sie hat ihr Pflegekind schon längst vermißt und ist im ganzen Hause herumgelaufen, aber es kam ihr nicht in den Sinn, das Kind in der Gesindestube zu suchen.

* *
*

Wjera konnte diese Nacht lange nicht einschlafen. Neue furchtbare, erniedrigende Gedanken schwirrten in ihrem Kopf. Sie hätte es selbst nicht genau erklären können, was ihr so leid thut, warum sie sich so bitter, so qualvoll schämt. Sie liegt in ihrem Bettchen und weint, weint. Und von unten, aus dem Souterrain dringen schwere Tritte, verstimmte Harmonikatöne und abgerissene Jauchzer eines Tanzliedes herauf.

III.

Nach der Bauernemancipation hat sich mit einemmale Alles im Hause verändert. Die Einnahmen des Gutes veringerten sich derart, daß man die ganze Haushaltung auf einem andern Fuß führen mußte!

Der Dorfälteste hat sich plötzlich aus einem tüchtigen Mann in einen Schuft verwandelt; er wurde mit seinem Herrn grob, er machte bei Allem Schwierigkeiten und brachte das Geld nie rechtzeitig. Man war genöthigt, ihn zu entlassen und einen Andern aufzunehmen, allein mit dem Neuen ging es noch schlimmer. Fast täglich wuchsen wie aus dem Boden alte Schuldscheine und Verpflichtungen hervor, die der Graf schon vor so langer Zeit eingegangen war, daß er ihrer

sogar vergessen hatte. Beim Anblick eines neuen Wechsels geräth der Graf außer sich, schreit über Fälschung, aber gezahlt muß doch werden. Es erwies sich als unbedingt nothwendig, Betino, Stipino, die Wasserwiesen und den Wald zu verkaufen; das einzige Borki mit einem unbedeutenden Stück Grund blieb zurück. Die größte Unannehmlichkeit bestand darin, daß sich jetzt wenige Käufer für die Güter fanden und Alles zur Hälfte des Preises abgegeben werden mußte. Ein großer Theil des Gesindes mußte entlassen werden und die Dienstboten, die im Hause blieben und seit ihrer Kindheit das Faullenzen und den Müssigang gewohnt waren, murrten jetzt auch vom Morgen bis in die Nacht, daß man ihnen neue Arbeit aufgebürdet habe. Und die Herrschaft ärgerte sich — das Aergern und „Uebelgelauntsein“ war jetzt der normale Zustand der Herrschaft geworden. Sie zankten auch immer untereinander, aber der Streit glich diesmal so wenig den früheren, wie ein kalter, dichter Herbstregen einem schönen Frühlingsguß gleicht. Nicht aus Eifersucht zankten jetzt der Graf und die Gräfin, sondern nur wegen Geldangelegenheiten. Jedesmal wenn die Gräfin Geld für die Haushaltung verlangte, überhäufte sie der Graf mit Vorwürfen über Verschwendung, Nachlässigkeit und Mangel an Ordnung. Keine einzige Bestellung eines neuen Kleides für sie oder die Töchter ging ohne häusliche Scenen vorüber. Andererseits brauchte der Graf nur etwas von einer Fahrt in die Stadt oder zu einem der Nachbarn verlauten zu lassen und sofort tanzten auch schon die Nerven der Gräfin; aber sie fürchtete jetzt nicht die hübschen Nachbarinnen, sondern

nur, daß der Gatte das Geld im Kartenspiel oder anderweitig vergeuden werde. Täglich ging es schlechter. Man mußte sich einen Wunsch nach dem andern versagen und das Geld reichte doch nicht hin. Wie alle unpraktischen Menschen, ließen der Graf und die Gräfin die Sparsamkeit nicht am rechten Platz walten; an den häuslichen Ausgaben sparten sie das Nothwendige, kargten sie ängstlich jedes Stück Zucker, jeden Stumpf Talgkerze; aber alle großen Ausgaben für Haus und Gut blieben die gleichen. Der Dorfälteste, der Verwalter, die Beschließerin, der Koch, der Kutscher — Alle diese bereicherten sich wie früher auf Kosten der Herrschaft, bloß mit dem Unterschied, daß früher Jeder doch noch mit Maß und sozusagen mit Nachsicht gestohlen hatte . . . Jetzt gab es häufig für nichts und wieder nichts Vorwürfe. Fortwährend wurde den Schuldigen und Unschuldigen mit Entlassung gedroht, und so wurde die Dienerschaft nur noch feindlicher gesinnt; die Meisten beeilten sich, noch vor dem Weggehen so viel als möglich zusammenzuraffen, und das herrschaftliche Gut wurde in frecher und boshafter Weise geplündert.

Alles im Hause trug jetzt den ungemüthlichen Stempel des Knickerischen. Durch die täglich vorkommenden Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten kamen der Graf und die Gräfin gleichsam auf einmal herab. Wenn Wjera in der Folge sich ihrer Mutter erinnerte, hatte sie immer die Vorstellung von zwei verschiedenen und einander gar nicht ähnlichen Frauen: die eine — jung, schön, lebensfroh — ist die Mutter ihrer Kindheit, die andere — launen-

haft, zankſüchtig, nachläſſig, ſich und den Anderen das Leben verbitternd — das iſt die Mutter der letzten Periode.

Ganz ſo ging es bei allen Nachbarn zu. Die Gutsbeſitzer verloren den Boden unter den Füßen und begriffen nicht, was mit ihnen vorging. Von Vergnügungen und Beluſtigungen war keine Spur mehr. Wenn zwei, drei Gutsbeſitzer irgendwo zuſammentreffen, erleichterten ſie ihre Herzen in Klagen über die Bauern und die Regierung. Die Jüngeren und Energiſcheren ließen die Wirthſchaft laufen und reiſten nach Petersburg, um Stellung zu ſuchen. Auf den Gütern blieben nur die Alten zurück.

Lena und Liſa waren jetzt erwachſene Fräulein. Beide vergingen vor Langweile und murrten gegen das Geſchick. Es hat ihnen in der That einen böſen Streich geſpielt. Was iſt aus allen ihren glänzenden Hoffnungen geworden? Ihre ganze Jugend, ihre ganze Erziehung waren ſozuſagen nur eine Vorbereitung auf jenen glücklichen Tag, da man ihnen ein langes Kleid anziehen und ſie in die Geſellſchaft einführen ſollte. Und nun iſt dieſer Tag gekommen und hat nichts gebracht außer Langeweile.

Wjera lebte auch nicht ſonderlich froh. Die erſte Maßregel der Sparſamkeit der Familie Baranzow beſtand darin, daß man das ganze Perſonal der Kinderſtube entließ. Mme. Night wurde unter einem paſſenden Vorwande verabſchiedet. Mlle. Julie wurde es langweilig und ſie reiſte freiwillig ab. Die Eltern waren der Anſicht, daß es ihren Mitteln nicht entſpreche, für Wjera allein eine Gouvernante zu halten. In der

Gouvernementstadt wurde gerade um diese Zeit das erste Mädchengymnasium eröffnet; aber dahin kamen zumeist Bürgerliche, die Töchter kleiner Beamten und Kaufleute, und die Gräfin Baranzow hatte von allem Anfang an einen Widerwillen gegen diese Anstalt.

Es wurde beschlossen, Wjera ins Smolna-Institut zu bringen. Darüber wurde fast ein Jahr gesprochen. Endlich schrieb die Gräfin einer alten Freundin nach Petersburg und ersuchte sie, sich genau um die Aufnahmsbedingungen zu erkundigen; sie erhielt aber bald die unerwartete und ärgerliche Antwort, daß Wjera nicht mehr in dem Alter sei, um im Smolna-Institut Aufnahme finden zu können.

Der Graf trug jetzt Lena und Lisa auf, sich mit der Erziehung der jüngeren Schwester zu beschäftigen. Aber dieser Beschluß war gar nicht nach dem Geschmacke der jungen Fräulein. „Hat man uns zu Gouvernanten erzogen?“ murrten sie, und gingen unwillig an die Sache. Nach ihrer Ansicht war Wjera dumm und faul und wenig intelligent. Keine einzige Lection verging ohne Thränen. Lehrerinnen und Schülerin benützten jeden Vorwand, die Stunde abzukürzen, und da die Eltern die unselige Erziehungsfrage ihrer jüngsten Tochter sichtlich bald vergaßen, hörten die Lectionen nach und nach ganz auf und mit vierzehn Jahren war Wjera vollständig auf sich selbst angewiesen.

Im Sommer ging es noch an. Ganze Tage verbrachte sie in dem verwilderten Park oder lief in den Feldern und Wäldern umher. Die Bauernkinder gingen ihr scheu aus dem Wege, und die Wahrheit zu ge-

stehen, hat sie dieselben nicht weniger gescheut. Wenn sie zufällig durchs Dorf ging, schien es ihr immer, daß sie Alle auslachen und verachten. Es entstand in ihr ein instinctiv feindliches Gefühl gegen die Bauern.

Im Winter lebte Wjera noch schlechter als im Sommer. Sie lief in den großen, leeren Räumen von einem Winkel in den anderen herum und fand keine Beschäftigung. Vor Langeweile begann sie im Bücherschrank zu wühlen, aber da gab es bloß französische Romane und Wjera hatte die französische Sprache, in der sie mit fünf Jahren so gut zu plaudern verstand, bereits ganz vergessen. Das Allerschlimmste war, daß Alle im Hause immer schlechter Laune waren. Wohin sie sich auch immer wenden mochte, gab es Streit, und von Allen wurde Wjera ausgezankt. Sah sie die Schwestern an, so stritten sie wegen einer Kleinigkeit, eines Fetzens wegen, den sie unter sich nicht theilen konnten. Stimmten sie wider Erwarten einmal gütlich überein, dann klagten sie gewiß Beide über die Eltern: „Laß gut sein, die haben nicht so gelebt, als sie jung waren. Das Vermögen haben sie verschwendet, und wir hocken und langweilen uns jetzt auf dem Lande.“

Kam Wjera zur Mutter, so stieß sie auf einen Auftritt mit dem Stubenmädchen oder mit der Beschließerin. Und in der Gesindestube ging es noch weit schlimmer zu. Kurz, es schien, als ob Alle nur dazu da sind, um sich gegenseitig zu quälen und aneinander zu zehren. Die Einzige im Hause, die Niemanden quälte, Niemanden stichelte und über nichts klagte, war die alte Njanja (Kinderfrau). Sie hatte nur eine Sorge auf ihrer Seele: daß das Lämpchen vor dem Heiligenbild

im Winkel ihres Stübchens nicht erlösche. Sie war glücklich und zufrieden, wenn man ihr einige Kopeken gab, um Oel zu kaufen. Die beinahe erblindete Alte, die nicht mehr im Dienst stand, hatte man im Hause belassen, aber es schien, daß Alle sie hinter der Bretterwand, wo sie sich aufhielt, vergessen hatten, tagelang sah man nicht nach ihr, nur die Magd erinnerte sich manchmal und brachte ihr etwas zu essen, oder ihr ehemaliger Liebling Wjera kam Abends zu ihr. Beim Eintritt in die winzige Kammer der Njanja, wo immer ein eigener Geruch — ein Gemisch von Weihrauch, Leinöl und Kampher — zu verspüren war, überkam Wjera jedesmal ein seltsam friedliches Gefühl.

„Es ist langweilig, Njanja," sagte sie und ließ sich traurig auf den niederen Stuhl nieder, ihren Kopf an den einfachen Holztisch lehnend.

„Warum sich langweilen, Schätzchen! Man muß zu Gott beten," antwortete die Njanja ruhig, zärtlich, mit demselben Ton, mit dem sie Wjera zuzureden pflegte, als diese fünf Jahre alt war.

Und Wjera befolgt wirklich den Rath der Njanja und beginnt zu beten. Sie betet heiß, leidenschaftlich, mit Inbrunst. Die Begeisterung für die Religion, für ihre äußerlichen Gebräuche beginnt nach und nach das müssige, langweilige Leben des sich selbst überlassenen Kindes auszufüllen.

In diesem Jahre hielt Wjera drei Wochen vor Weihnachten streng das Fastengebot ein und selbst an dem Tag des Christabends aß sie nichts, bis die Sterne sichtbar waren. Deshalb fühlte sie, als zu Beginn der Dämmerung wie gewöhnlich die Popen kamen und

vor dem in einem Winkel des Speisezimmers improvisirten Altar den Nachtgottesdienst zu verrichten begannen, eine so angenehme Schwäche in allen Gliedern, als ob sie keinen Körper mehr hätte und jeden Augenblick im Stande wäre, sich von der Erde zu trennen.

Blaue Rauchwolken, die aus dem Räucherfaß aufstiegen, erfüllten das Zimmer mit dichtem Qualm, durch welchen die Flammen der Wachskerzen matt schimmerten. Der penetrant süßliche Geruch des Weihrauchs verursachte Kopfschwindel.

„Ruhiges Licht! Heiliger Ruhm,“ stimmten die Sänger an und Wjera glaubte den Gesang aus der Ferne zu vernehmen.

„Nichts, nichts mehr wünsche ich auf der Welt, als nur Dir zu dienen, Herr!“ denkt sie voll Rührung. Ihre Seele ist erfüllt von einer wunderbaren, hellen Freude, ein Schluchzen der Extase entringt sich ihrer Brust.

An demselben Tage hat sich an Wjera ein Wunder vollzogen — sie selbst hat es wenigstens als Wunder erkannt, was sich mit ihr zugetragen.

Obwohl die alte Njanja weder lesen noch schreiben konnte, bewahrte sie bei sich wie ein Heiligthum einige Bücher religiösen Inhaltes und bat manchmal ihr kleines Fräulein, ihr laut vorzulesen. Unter diesen Büchern befand sich „das Leben der vierzig Märtyrer und der dreißig Märtyrerinnen“. Wjera war, als sie zu lesen begann, davon so hingerissen, daß sie sich das Buch von der Njanja erbat und stundenlang darin las.

„Warum bin ich nicht zu jener Zeit geboren?“ dachte sie oft mit Bedauern. Aber an demselben Christ-

abend, als sie in der Seele das Gelübde gethan, das ganze Leben Gott zu weihen, ereignete sich mit ihr Folgendes: Sie saß des Abends allein im gewesenen Classenzimmer und ihr Blick fiel von ungefähr auf eine alte Nummer der „Kinder-Lectüre“, die man in früheren Jahren für ihre Schwestern abonnirt hatte. Aus Langeweile begann sie zu blättern und das erste, was sie aufschlug, war die rührende Erzählung von den drei englischen Missionären in China, die von den ergrimmten Heiden auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Und das geschah vor kaum fünf, sechs Jahren. „In China gibt es noch Heiden! Dort kann man sich jetzt die Märtyrerkrone erwerben. Gott, das hast Du selbst für mich ersonnen! Du selbst zeigst mir den Weg und rufst mich zu einer Heldenthat!“

In der Erregung und Extase warf sich Wjera auf die Knie. In der Thatsache, daß die alte Zeitschrift ihr gerade heute wie eine Antwort auf ihr heißes Gebet zur Zeit des nächtlichen Gottesdienstes in die Augen fiel, sah sie die unzweifelhafte Bestätigung der göttlichen Vorsehung. Von diesem Tage an war in ihren Augen ihr Schicksal beschlossen. Alle ihre Träume nahmen eine bestimmte Form und Richtung an. Alles, was China betrifft, interessirt sie lebhaft und die Röthe steigt ihr ins Gesicht, wenn zufällig beim Diner die Rede darauf kommt. Bloß Eines befürchtet Wjera: wenn nur China sich nicht vorher zum Christenthum bekehrt, ehe sie ganz erwachsen ist.

IV.

Das Haus der Baranzow stand auf einer Anhöhe; gegen Norden senkte sich der Hügel zu einem großen Teich herab, der selbstverständlich von den Händen der Leibeigenen gegraben war. Hier war ein Garten angelegt, im Style von Versailles mit geraden, kiesbedeckten, kleinen Wegen, mit Blumenbosquets in Form von Vasen oder Herzen und mit einer Anzahl von Jasmin-, Flieder- und Birkenlauben. Einst hätte diese Seite des Hauses den Blick eines jeden Liebhabers der zugestutzten Natur fesseln können, jetzt aber, da statt des ehemaligen Gartenkünstlers mit einem ganzen Stab Gehilfen der Garten nur von einem Bauern, einem Autodidakten, und zwei Burschen in Stand gehalten wurde, bot er einen traurigen, verkommenen Anblick. Der Teich war schlammig und diente unzähligen Geschlechtern von Mücken als Niederlassung; die Lauben drohten einzustürzen; auf den Pfaden sproß das Gras hervor. Es gibt nichts Traurigeres, als den ungepflegten Ziergarten eines Gutsbesitzers. Dafür war es aber auf der anderen Seite, — nicht die Façadenseite — um welche man sich weniger bemühte und wo die Natur sich selbst überlassen war, noch jetzt sehr schön. Unmittelbar an das Haus schloß sich ein Eichenwäldchen, hinter welchem der Berg steil zum Bache abfiel. Dieser rauschte und schäumte bei hohem Wasserstand, zur Zeit der Trockenheit wurde er zu einem sandigen Graben, in dessen Mitte ein dünnes, schmales Wasseräderchen sickerte. Der ganze Abhang war mit dichtem Gestrüpp bewachsen;

im Frühling war er von den weißen, duftigen Blüthen der Ahlkirschbäume wie mit Milch übergossen und ringsum erklangen die Lieder der Goldamsel, Grasmücken, Laubzeisige und verschiedener anderer kleiner Vögel. Manchmal flogen auch Nachtigallen herbei. Im Herbst gab es eine Menge Haselnüsse und wilde Himbeeren. Im Winter häufte sich dort so viel Schnee auf, daß der Abhang eine abschüssige, feste Masse bildete, aus der hier und dort schwarze Weidenzweige hervorragten.

Mit dem Abhang schloß auf dieser Seite der Besitz der Baranzow ab. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Baches lag schon das Gebiet eines anderen Gutsherrn, Stepan Michailowitsch Wasilzew. Dieser hatte die Grafen wenig behelligt, da er er niemals auf seinem Landsitz lebte. Sein einstöckiges Holzhaus stand immer mit geschlossenen Thüren und Läden da, und der verwahrloste Garten verwandelte sich in eine grüne, schattige Einöde, auf der unter dem Schatten alter Linden in ungeheurer Menge Kletten wuchsen und die flaumigen Köpfchen der Butterblumen überall zwischen den kleinen Blüthen verwilderter Glockenblumen und Nelken weiß hervorschimmerten.

Von Wasilzew erzählte man sich, daß er ein sehr gelehrter Mann sei. Im Winter lebte er in Petersburg, wo er Professor am technologischen Institute war; während des Sommers, zur Ferienzeit, verreiste er gewöhnlich ins Ausland und vergaß, wie es schien, gänzlich sein nicht allzu großes, vom Vater ererbtes Gut. Aber in diesem denkwürdigen Winter blieb vor dem Thor des Wasilzew'schen Hauses einmal ein Postschlitten mit kleinen Schellen stehen; im Schlitten saßen zwei

Gendarmen und zwischen ihnen der Besitzer des Landgutes selbst.

Die Sache war sehr einfach. Wasilzew galt schon lange als liberal und stand bei vielen einflußreichen Persönlichkeiten schlecht genug angeschrieben. Während dieses Winters veranstalteten die Professoren und Studenten des technologischen Instituts anläßlich einer Jahresfeier ein Bankett, dem auch der Großfürst, der hohe Protector der Anstalt, beiwohnen sollte. Seine Hoheit ließ merken, daß es ihm nicht erwünscht sei, mit Wasilzew zusammenzutreffen; man verständigte diesen davon, er aber antwortete: wenn es sich so verhält, möge man ihm ein officielles Verbot, an dem Bankett theilzunehmen, zuschicken; er betrachte sich gerade so wie jeder andere Professor als Gastgeber. Ein officielles Verbot erfolgte natürlich nicht, und an dem festgesetzten Tag nahm er neben den anderen Professoren ruhig seinen Platz an der Tafel im Festsaal des Instituts ein. Zwei Tage nach diesem Vorfall erschien bei ihm der Chef der geheimen Polizei und schlug ihm freundlich vor, seine Demission einzureichen und auf seinem Familienlandsitz Aufenthalt zu nehmen, ohne das Recht, denselben zu verlassen. Zur größeren Sicherheit theilte man ihm für die Fahrt zwei Schutzengel in Gendarmenuniform zu.

Unter solchen Umständen vollzog sich die Niederlassung Stepan Michailowitsch Wasilzew's auf dem väterlichen Landgut.

Man kann sich leicht denken, welche Sensation dieses Ereigniß in der ganzen Umgebung erregte. Ueber den Neuangekommenen und über die Ursachen seines

unerwarteten Erscheinens cursirten sofort die unsinnigsten und übertriebensten Gerüchte; Viele argwohnten in ihm einen gefährlichen Verschwörer. Dieser Argwohn umgab ihn mit einem geheimnißvollen, gleichzeitig erschreckenden und anziehenden Nimbus; in Rußland empfinden nämlich auch die Menschen conservativer Richtung, wofern sie nur nicht unmittelbar zur geheimen Polizei gehören, doch immer eine unfreiwillige, instinctive Verehrung für jeden politischen Verbrecher.

Die Baranzow waren Wasilzew's nächste Nachbarn. Es ist also nicht zu verwundern, daß sich bei den zwei älteren Fräulein, Lena und Lisa, das Gefühl eines gewissen natürlichen Eigenthumsrechtes auf den interessanten Nachbar, der ihnen vom Himmel selbst geschickt wurde, geltend machte. Er war Junggeselle und obwohl er, die Wahrheit zu sagen, nicht für einen jungen Mann gehalten werden konnte, da er über die Vierzig hinaus war und schon deshalb kaum den Ruf eines Adonis haben konnte, durfte er doch bei dem gegenwärtigen Mangel an Bräutigamen eine gute Partie genannt werden. Wasilzew würde sich wahrscheinlich nicht wenig gewundert haben, wenn man ihm gesagt hätte, welche Rolle er in den Gesprächen und in den Plänen der zwei Mädchen spielte. Durch einen seltsamen Zufall konnte er im Laufe des Sommers kein einziges Mal ausgehen, ohne Lena oder Lisa zu begegnen, und was noch seltsamer war, ohne sie stets in wunderlichen Costümen und ungewöhnlich malerischer Situation anzutreffen. Da stieß er plötzlich auf die muthwillige Lena, die wie ein Eichhörnchen auf einen Baum geklettert war und schelmisch durch das

dichte Laub auf ihn hinabsieht; hier wieder erblickt er die schmachtende Ophelia, Lisa, träumerisch sich zum Bach neigend, einen Vergißmeinnichtkranz in den Händen. Und man hätte nur anhören müssen, wie graziös erschrocken die Fräulein aufschrien, wenn man sie so unvermuthet antraf. Aber alle diese Begegnungen führten zu nichts. Wasilzew grüßte steif und kalt und machte sich aus dem Staub. Zu einem Gespräch kam es nicht. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Fräulein endlich zu dem Schluß gelangten, daß es solch einen ungeschlachten Bären wie ihren Nachbarn auf Erden nicht mehr gibt.

Wenn aber die Bekanntschaft zwischen Wasilzew und diesen beiden Schwestern nicht zustande kam, so entspann sie sich dagegen zwischen ihm und Wjera auf eine sehr einfache, gar nicht poetische Weise.

Der Sommer näherte sich dem Ende, der schmutzige, regnerische Herbst mit den zeitig dunklen Abenden begann. Die ungewohnte Langeweile des einförmigen Landlebens jagte Wasilzew doch zum Thor seines Hauses hinaus und zwang ihn, in weiten Spaziergängen Zerstreuung zu suchen. Aber wie alle Menschen, die noch nicht in einem russischen Dorf gelebt haben, stieß er auf seinen Wegen oft auf Schwierigkeiten und gerieth in, wie es ihm schien, große Gefahren.

In den Professorenkreisen, in welchen Wasilzew bis jetzt verkehrt hatte, würde es den Wenigsten eingefallen sein, ihn der Feigheit zu zeihen; im Gegentheil, die Collegen befürchteten immer, daß man sie wegen seiner übelangebrachten Widerspenstigkeit zur Verantwortung ziehen könnte. Als seiner Professors-Carrière

ein unerwartetes Ende bereitet wurde, äußerten sich selbst die Tapfersten seiner Freunde mit Bedauern und einstimmig: „Das war unvermeidlich! Kann man denn mit so einem ungestümen Kopf, wie der des Wasilzew, in Rußland leben!"

Stepan Michailowitsch hielt sich im Innern für einen sehr verwegenen Menschen. Er liebte es, sich in seinen geheimsten Träumen — in denjenigen Träumen die man selbst seinem intimsten Freund nicht anvertraut — in verschiedene, ungewöhnliche Lagen zu versetzen, und nicht selten nahm er — in seinem Arbeitszimmer — an der Vertheidigung von Barricaden theil. Obwohl Wasilzew von seiner Tapferkeit ganz durchdrungen war, hegte er, was eingestanden werden muß, einen großen Respect vor den Dorfhunden, von denen es hieß, daß sie vergangenen Frühling eine vorübergehende Bettlerin zerrissen hätten, und vor dem Stier, der schon zweimal mit den Hörnern den Hirten in die Luft geworfen hatte, und Wasilzew ging jeder näheren Bekanntschaft mit ihnen aus dem Wege.

Einmal traf es sich, daß er sich ziemlich weit vom Hause entfernte. Die Landstraße blieb seitwärts liegen.

Er ging wie gewöhnlich mit den Händen auf dem Rücken, mit gesenktem Kopf in Gedanken vertieft, ohne des Weges zu achten.

Als er aufblickte, sah er sich in einer ziemlich schwierigen Situation: eine sumpfige Wiese, in welche der Fuß, den schmalen Pfad verlassend, bis zum Knöchel in lockeren Schlamm geräth; vor sich ein ziemlich breiter Bach und hinter sich die stampfende und brüllende Viehheerde des Dorfes.

„He, Hirte, halt' Dein Vieh an!" rief Wasilzew.

Der Hirte aber, ein Junge von fünfzehn Jahren, schwächlich und blöde — den man zum Hirten gemacht hatte, weil er sich für nichts Anderes eignete — murmelte als Antwort etwas ohne jeden Zusammenhang und lachte dumm wie ein Idiot.

Wasilzew stand unschlüssig da.

„Springen Sie über den Bach! . . . Er ist nicht tief!" erschallte plötzlich eine junge, beinahe kindliche, das Lachen unterdrückende Stimme.

Wasilzew sah nach der Seite, woher ihm der Rath gekommen war, und erblickte auf dem kleinen Hügel des gegenüberliegenden Ufers, etwa zwanzig Schritte weit, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, welches einen mit einem verblaßten Bändchen aufgeputzten Hut und ein Kattunkleidchen trug, das über der Brust zu eng, an den Aermeln und unten zu kurz war.

Wjera, die auch von der Langweile hieher getrieben wurde, beobachtete schon längst diesen hageren, drolligen Menschen, der sich solcher Kleinigkeiten wegen so sehr ängstigte.

„Springen Sie nur muthig!" rief sie noch einmal, aber Wasilzew konnte sich noch immer nicht entschließen.

Da lief Wjera vom Hügel herab, stieg unerschrocken mit den alten Stiefelchen in den Sumpf, brachte ein Brett und warf es rasch quer über den Bach, wobei sie ihre weißen Strümpfe und die grauen Hosen ihres Nachbarn arg mit Schmutz bespritzte.

Als sich Wasilzew außer Gefahr befand, schämte er sich natürlich sofort seiner Feigheit. Er dankte seiner

Retterin hastig und verwirrt, vor der er verlegen und gezwungen lächelnd stand. Er wollte nicht sogleich fortgehen und einen so ungünstigen Eindruck zurücklassen, wußte aber thatsächlich nicht, wie ein Gespräch mit diesem kleinen Wildfang anzuknüpfen, der ihn mit der unverhohlenen Neugierde eines halb erwachsenen Kindes anblickte.

Er fand endlich die Worte:

„Was für ein Buch haben Sie da? Darf man es sehen?"

Wjera hielt unter dem Arm ihr theueres „Leben der Heiligen". Wasilzew schlug das Buch aufs Gerathewohl auf und las Folgendes:

„Der Imperator Diocletian, gegen den heiligen Märtyrer Isidor aufgebracht, befahl der Wache, ihn auf das Capitol zu führen..."

„Was für ein Unsinn ist das!" entfuhr es unwillkürlich Wasilzew.

Die blauen Baranzow'schen Augen blitzten zornig. Wjera griff rasch nach dem Buch, wandte sich ab und schlug, ohne sich umzusehen, den Weg nach Hause ein.

Im Laufe des Abends dachte Wasilzew unwillkürlich mehr als einmal an die komische Episode von heute Morgens und die Erinnerung an sie rief jedesmal in ihm ein Lächeln und einen leichten Aerger hervor.

Am folgenden Tage ging er fast unbewußt an den Ort seiner gestrigen Schmach. Zu seiner Verwunderung fand er auch Wjera dort; sie stand mit sinnendem Gesicht am Bach, als ob sie Wasilzew erwartet hätte.

„Guten Tag,“ sagte er und streckte ihr freundschaftlich die Hand entgegen.

„Ist das Alles wirklich nicht wahr?“ fragte sie statt zu antworten, indem sie ihre großen Augen, deren Blick jetzt erregt, fast flehend war, zu ihm erhob. Als sie gestern einen so ungünstigen Ausspruch über ihr geliebtes Buch hörte, wurde sie vorerst böse; bald darauf verwandelte sich der Zorn in ein anderes, ein drückendes Gefühl: „Alle sagen, der Nachbar sei klug und gelehrt. Er muß es doch wissen. Nun, wenn all das von den Märtyrern wirklich ein Märchen wäre?“

Dieser Zweifel war sehr quälend, mußte verscheucht werden, was immer daraus entstehen mochte.

„Sie meinen das Buch, was?“ lachte Wasilzew auf. „Nun, urtheilen Sie selbst, Fräulein; der Imperator Diocletian regierte in Byzanz und das Capitol befand sich in Rom. Wie konnte er also der Wache befehlen, den heiligen Märtyrer Isidor dorthin abzuführen?“

„Ach, davon sprechen Sie! Also bloß das ist nicht wahr?“

„Wie b l o ß? Das genügt doch!“

„Nun, und ist das wahr, daß es Märtyrer gab?“

„Gewiß gab es solche.“

„Und hat man sie zerfleischt, verbrannt und von den Thieren zerreißen lassen?“

„Alles das ist geschehen.“

„Gott sei Dank!“ rief Wjera, erleichternd aufathmend, aus.

„Wie? . . . Gott sei Dank, daß man sie gemartert hat?“

Das originelle Mädchen begann Wasilzew entschieden zu belustigen.

„Ach, nicht das, natürlich nicht das!" beeilte sich Wjera ein wenig verlegen zu entgegnen. „Ich will nur sagen: Gott sei Dank, daß es wenigstens dazumal gute Menschen, heilige Märtyrer gegeben hat."

„Märtyrer gibt es noch jetzt," sagte Wasilzew ernst.

Wjera sah ihn mit einem langen, verwunderten Blick an.

„Ja, in China!" meinte sie endlich.

Wasilzew lachte abermals:

„Warum in der Ferne suchen ... es gibt deren auch näher!"

Wjera sah ihn noch immer an und auf ihrem Gesichte prägte sich immer größeres Staunen aus.

„Haben Sie denn niemals davon gehört, daß man bei uns in Rußland Menschen in die Festung bringt, nach Sibirien schickt, und daß sie oft auch gehenkt werden? Wie fragen Sie also, ob es Märtyrer gibt!"

„Ja, aber bei uns werden doch nur Uebelthäter, Verbrecher verschickt!"

Diese Worte entschlüpften Wjera, und kaum hatte sie dieselben ausgesprochen, als eine helle Röthe bei dem Gedanken: der Nachbar ist doch auch ein Veschickter! ihr Gesicht färbte.

„Es kommt vor, daß man auch anderer Dinge wegen verschickt wird," sagte Wasilzew halblaut.

Geraume Zeit gingen sie schweigend nebeneinander — Wjera mit gesenktem Kopf und mit den Fingern nervös an den Enden ihres Halstuches zerrend. Ein

Schwarm von seltsamen, verworrenen Gedanken schwirrte ihr im Kopf. Sie fürchtete sehr, etwas Dummes zu sagen; sie könnte am Ende den Nachbar beleidigen; aber eine Frage war für sie so wichtig, so bedeutungsvoll, daß sie von derselben aus Schicklichkeitsrücksichten unmöglich abstehen konnte.

„Warum hat man Sie verschickt?" sprach sie plötzlich sehr hastig, ohne Wasilzew anzublicken.

Dieser lächelte.

„Sie möchten das sehr gerne wissen?" fragte er, sie gleichsam neckend.

Wjera senkte als Antwort bloß den Kopf, aber ihr Gesicht sprach für sie.

„Und von den zeitgenössischen Märtyrern wollen Sie auch etwas wissen?"

Wjeras Augen glühten noch stärker.

„Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen . . . allein ich sage es Ihnen im Vorhinein: ich werde noch von vielem Anderen sprechen müssen."

Wjeras Gesicht strahlte.

„Auch von Diocletian und vom Capitol werde ich vielleicht sprechen müssen. Werden Sie zuhören?"

„Ich werde, ja, ich werde!"

V.

Am nächsten Tage machte Wasilzew den ersten Besuch beim Grafen Baranzow. Die Bekanntschaft war bald geschlossen und als nach einiger Zeit Wasilzew Wjera Unterricht zu geben wünschte, wurde der Antrag

dankbar angenommen, umsomehr, als der Graf trotz seiner Sorglosigkeit zeitweilig Gewissensbisse bei dem Gedanken empfand, daß die jüngste Tochter aus dem Geschlechte der Baranzow so wenig von Bildung belastet, wie irgend ein Dorfmädel heranwächst. Die Schwestern Wjeras zweifeln seit dieser Zeit nicht mehr daran, daß sie den Nachbar an sich gefesselt hat. Sie gratulirten ihr scherzweise zu der Eroberung. Das Aufziehen mit ihrem „Verehrer“ wurde ihnen bald zur Gewohnheit.

Dieses Gerede und die Neckereien erzürnten und verwirrten Wjera im Anfang. Nach und nach fing sie jedoch an, ein gewisses Vergnügen daran zu finden. Je nun, es ist ja stets schmeichelhaft, wenn gesagt wird, daß Jemand in uns verliebt ist. Wjera wuchs sogar in ihren eigenen Augen und wurde bedeutender, seitdem sich ein Verehrer für sie gefunden hatte.

„Nun, wie war er heute zu Dir? Hat er sich noch nicht erklärt? Verheimliche nichts, ich bitte Dich! Erzähle Alles!“ drängten die Schwestern nach jeder Lection mit Wasilzew in sie.

Und Wjera begann fast gegen ihren Willen zu erzählen und auch gegen ihren Willen Einiges dazuzufügen. Gott weiß übrigens, wie das kam! Die Schwestern verstanden es so gut, jedes von Wasilzew gesprochene Wort zu erklären und zu deuten, daß es wahrhaftig auch ganz anders klang, als in jenem Augenblicke, da es ausgesprochen wurde.

Wjera selbst bemerkte es nicht, wie der Nachbar sich allmälig ihrer Gedanken bemächtigte und sein Bild ihr verändert erschien.

„Ein langer, unansehnlicher, nicht junger Mann mit einem sandfarbenen Gesicht und so kurzsichtigen Augen, daß sie wahrscheinlich auch mit der Brille nichts sehen!“ so beschrieb sie den Nachbar gleich nach ihrer Bekanntschaft im Sumpf. Jetzt, da er ihr anerkannter Verehrer wurde, wollte sie ihn so sehr zum Helden erheben, daß sie an ihm täglich ein neues Verdienst entdeckte. Heute fand sie, daß er ein angenehmes Lächeln habe, morgen bemerkte sie, daß sich beim Lachen ihm rund um die Augen so komische, liebe Falten bilden, und diese Falten erschienen ihr mit einem Male außerordentlich angenehm.

Sie lebte jetzt in fortwährendem Zustand unbewußter Erwartung. Für jede Lection bereitete sie sich mit Herzklopfen vor und während derselben war sie nervös, aufgeregt und zitterte beständig: Wird es nicht heute?

Wjera und Wasilzew sind allein im Zimmer. Die Lection war zu Ende, aber der Lehrer schickte sich noch nicht zum Fortgehen an. Er legte die Bücher zur Seite, ließ sich in den Stuhl nieder, stützte den Kopf auf die Hand und dachte nach. Dies geschah bei ihm nicht selten.

Wjera sitzt unbeweglich neben ihm. Es wird ihr mit einem Male so unbehaglich, so schwer, sich zu regen. Sie heftet die Augen auf die nicht große, braune, magere Hand Wasilzew's und betrachtet mechanisch die eine dicke, blaue Ader, die an der Handwurzel beginnend, zwischen ein paar dunklen Härchen bald wieder schmäler wird und sich bis zum Mittelfinger windet.

Es dämmert schon. Alles wird dunkel und die Umrisse verschwinden. Während die Hand Wasilzew's sich wie mit einem Flor überzieht, strengt Wjera unbewußt ihren Blick an. Es kommt über sie wie eine seltsame Erstarrung; mit jedem Augenblick wird es ihr schwerer sich zu bewegen; das Herz pocht mit starken, vollen Schlägen, in den Ohren rauscht es, als ob irgendwo in der Ferne Wasser fließen würde.

Wasilzew fährt auf einmal aus seiner Versunkenheit auf.

„Wjerotschka (Wjerchen), liebes ...“ begann er weich, wie einen früheren Gedanken fortsetzend, und legte seine Hand zärtlich auf sie.

„Da ist sie!“ zuckte es wie ein Blitz durch Wjeras Kopf. „Gleich kommt die Erklärung!“ Aber ihre Nerven sind zu gespannt. In der Brust krampft sich etwas zusammen und steigt in den Hals — noch ein Wort und sie erstickt.

„Bitte! Bitte! Sprechen Sie nicht! Ich weiß es ja ohnedies,“ entrang es sich ihr mit gepreßtem Laut. Sie erhob sich und lief in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers. Der bestürzte Wasilzew sah sie einige Minuten sprachlos, ganz verloren an.

„Wjerotschka, was hast Du?“ fragte er endlich still und ängstlich.

Der Ton seiner Stimme brachte Wjera zu sich und es wurde ihr mit einmal klar, daß sie eine große entsetzliche Dummheit begangen. Was soll sie jetzt anfangen? Wie ihm erklären?

„Ich glaubte .. mir schien es ...“ stammelte sie unzusammenhängend und seufzte.

Wasilzew wandte den Blick von ihr nicht ab und der Ausdruck der ängstlichen Bestürzung veränderte sich allmälig auf seinem Gesicht in den Ausdruck eines unangenehmen, ärgerlichen Verdachtes.

„Wjera, ich wünsche, ich fordere, daß Sie mir sagen, was Ihnen schien!"

Er steht vor ihr und hält ihre Hand fest. Seine Stimme klingt rauh und metallisch. Die blauen, kurzsichtigen Augen bohren sich wie zwei Schrauben in ihr Gesicht. Unter dem Eindruck seiner eindringenden, forschenden Blicke fühlt Wjera, daß sie den Willen und ihre ganze Selbstbeherrschung verliert. Sie weiß, daß das Bekenntniß schrecklich sein wird, aber wenn es auf Leben und Tod ginge, könnte sie ihm auch nicht die Wahrheit verschweigen oder eine Lüge sagen.

„Ich dachte . . . daß Sie in mich verliebt sind!" flüstert sie endlich abgerissen und kaum vernehmbar. Wasilzew ließ ihre Hände, wie von einer Biene gestochen, los.

„Ach, Wjera, auch Sie sind nicht besser als die Anderen, auch Sie sind eine Zierpuppe!" sagte er vorwurfsvoll und verließ das Zimmer.

Wjera blieb allein, unglücklich, vernichtet.

„Gott! Welche Schande! Wie kann man nach solch einer Schmach leben!" Das ist der erste Gedanke, der ihr am darauffolgenden Morgen nach einigen Stunden fieberhaften Vergessens zum Bewußtsein kommt. Es ist noch früh . . . sie hört von den Betten der Schwestern ruhiges, gleichmäßiges Athmen. „Beide haben gestern nichts bemerkt, nichts geahnt; was werden sie aber sagen, wenn sie erfahren! Während

eines ganzen Monates eine interessante Heldin eines spannenden Romanes sein und mit einem Male sich einfach als ein dummes, hochmüthiges Mädel erweisen! O, welche Schande! Welche Schande!"

Wjera verbirgt den Kopf unter der Decke und weint bitterlich, convulsivisch, mit den Zähnen das Kissen beißend, um das Schluchzen zu ersticken. Lena dreht sich in ihrem Bette um. Die Schwestern erwachen. „Wenn sie nur nichts bemerkten!" Dieser Gedanke macht Wjeras Thränen plötzlich versiegen. Als ob nichts geschehen wäre, kleidet sie sich an und den ganzen Tag geht, spricht, lacht sie sogar, als ob sich nichts ereignet hätte. Manchmal gelingt es ihr auch wirklich für einen Augenblick zu vergessen, was geschehen, aber im Herzen ist noch immer derselbe dumpfe, aufdringliche Schmerz, so ganz frisch. Der Tag, der für die Lection bestimmt war, ist da. „Was wird jetzt geschehen!" denkt Wjera und erschauert bei dem Gedanken an das Wiedersehen mit Wasilzew.

Gegen drei Uhr kommt vom Nachbargut ein Junge mit einem Brief vom Herrn gelaufen: er ist unwohl, er bittet um Entschuldigung, er kann nicht zur Lection kommen.

„Gott sei Dank!" denkt Wjera und athmet erleichtert auf. Es beginnt für sie wieder ihr früheres, langweiliges, mäßiges Leben, wie es bis zur Bekanntschaft mit Wasilzew gewesen. Sie läuft wieder in allen Winkeln umher, weiß nicht, was mit sich anfangen, woran sich klammern. Wie sie es auch zu verheimlichen sucht, die Schwestern argwöhnen doch etwas und ver-

folgen sie mit verletzenden, zudringlichen Fragen. Wjera flieht jetzt oft ihre Gesellschaft.

So verstrich die eine Woche und eine neue begann. Wasilzew ist noch immer nicht erschienen. „Er kommt nie wieder!“ dachte Wjera verbittert und sehnsüchtig. Sie saß einmal im leeren Classenzimmer allein und blätterte zerstreut und gleichgiltig in einem bereits zehnmal gelesenen Buche, als sie plötzlich im Corridor die bekannten Schritte hörte. Das Blut strömte ihr rasch zum Herzen; einen Augenblick schien es ihr, daß es zu schlagen aufgehört habe. Ihr erster Gedanke war, aufzuspringen und davon zu laufen, aber ehe sie noch ihre Absicht ausführen konnte, war Wasilzew schon im Zimmer. Sein Aussehen war ruhig und gutmüthig, ganz wie sonst, als ob sich nichts Besonderes zugetragen hätte und diese zehn qualvollen Tage gar nicht gewesen wären.

Und Wjera? Sie hatte ihn in der vergangenen Woche gehaßt; jetzt aber erfaßte sie eine athembeklemmende, unsinnige Freude. Sie empfand natürlich quälende Scham, aber die Freude war doch das überwiegende Gefühl.

„Wjera, meine kleine Freundin, so kann es nicht fortgehen!“ sagte er wie zu einem Kind mit ruhiger, zärtlicher Stimme. „Zwischen uns hat sich ein kleines Mißverständniß eingeschlichen — ein sehr unangenehmes, ärgerliches Mißverständniß — aber jetzt werden wir uns ein- für allemal aussprechen, dann dasselbe ganz vergessen und wie früher Freunde sein. Ich bin doch dreiundvierzig Jahre alt, Wjerotschka, ich bin ja ein alter Mann, beinahe dreimal so alt wie Sie; Sie

könnten meine Tochter, aber nicht meine Frau sein. Mich in Sie zu verlieben, wäre von mir nicht nur eine Dummheit, sondern auch eine Niederträchtigkeit. Ich habe auch, Gott sei Dank, nie daran gedacht, mich in Sie zu verlieben. Deswegen habe ich Sie innig und aufrichtig liebgewonnen und möchte sehr gerne, daß aus Ihnen ein guter Mensch werde. Die Zierpuppen bilden sich ja doch nur ein, Wjerotschka, daß ein Mann keine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft weilen könne, ohne ihnen den Hof zu machen, und Sie sind doch keine Zierpuppe, nicht wahr?"

Wjera steht stumm, mit gesenktem Kopfe da; große Thränen zittern auf ihren langen Wimpern, und sie denkt nicht im Entferntesten daran, Wasilzew in diesem Augenblicke zu hassen.

„Hören Sie, meine Freundin, geben Sie mir Ihre Hand," fuhr Stepan Michailowitsch fort. „Um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Ihre Freundschaft schätze, werde ich Ihnen sagen, was ich seit vielen, vielen Jahren Niemandem gesagt habe. Einmal im Leben habe ich wirklich ein Mädchen geliebt. Einer Besseren, Lieberen bin ich unter den Frauen nicht begegnet. Aber ihr Schicksal war schrecklich. Es war gleich nach dem Karakosow-Attentat. Damals nahm man ja Viele fest; es genügte ein einziges, unbedachtes Wort, um in die Festung zu kommen. Und auch sie wurde verhaftet. Die Gefängnisse waren überfüllt und sie mußte sechs Monate in einem feuchten, finsteren Erdgeschoß verweilen, das von Wasser überschwemmt war. Und sie war so zart und schwächlich. Als endlich die Untersuchung ihrer Angelegenheit an die Reihe kam, zeigte

es sich, daß gar keine Beweise gegen sie vorlagen. Man mußte sie freilassen. Aber in jenem schrecklichen Erdgeschoß zog sie sich eine so entsetzliche Krankheit zu, wie es auf Erden keine schlimmere gibt: sie bekam den Beinfraß im Gesicht — Gefängnißbeinfraß, so heißt er auch. Im Laufe der folgenden drei Jahre, Wjerotschka, starb sie eines langsamen Todes. Ich wich selbstverständlich während der ganzen Zeit nicht einen Schritt von ihr; täglich mußte ich mitansehen, wie die furchtbare, unerbittliche Krankheit sie entstellte und bei lebendigem Leibe verzehrte. Ihre Schmerzen waren so groß, daß selbst ich, der sie mehr als Alles in der Welt liebte, den Tod als Erlöser herbeisehnen mußte. Jetzt begreifen sie, Wjerotschka, daß ein Mensch, der so etwas im Leben ertragen hat, die Liebe nicht als einen Scherz ansehen kann. Ja, aufrichtig gesagt, in einem Lande, wo derartige Dinge möglich sind, hat man auch kein Recht an persönliche Liebe oder persönliches Glück zu denken."

Wasilzew's Stimme versagte vor Erregung. Wjera weinte leise und bitterlich.

Nicht lange nachher zeigte Wasilzew ihr das Bild seiner gewesenen Braut, wie sie vor ihrer Krankheit aussah: ein schönes, intelligentes, braunes Gesicht mit schwarzen, träumerischen Augen. Wjera glaubte, noch nie im Leben ein schöneres Gesicht als dieses gesehen zu haben; mit Andacht drückte sie die Lippen auf das Bild, wie auf das Antlitz einer Märtyrerin, und mit Thränen in den Augen wiederholte sie das Gelübde, das sie einmal gethan: Sich die Märtyrerkrone zu erkämpfen. Sie wird sich nur deshalb nicht nach China

begeben, jetzt weiß sie, daß dies das Schicksal Vieler in Rußland ist.

Seit jenem Tage gab es kein Mißverständniß mehr zwischen Wjera und Wasilzew, und ihre Freundschaft war dauernd, für immer befestigt.

VI.

Es ist Ende April. Der Frühling kam in diesem Jahre plötzlich.

Nachdem die Flüsse eisfrei geworden und der Schnee geschmolzen war, hielt die Kälte noch lange an; Alles entfaltete sich langsam, träge wie unwillig — einen Schritt nach vorwärts, zwei zurück. Es war, als hätte man jedes Gräschen, jedes Pflänzchen inständigst bitten und überreden müssen, es möge sich entschließen, den Winterschlaf abzuschütteln und aus der Erde die zarte Spitze des frierenden Blättchens hervorzustecken. Einen rechten Frühlingseifer konnte man nicht bemerken. Plötzlich kam über Nacht ein leiser, warmer Regen, und von da an waltete ein Zauber. Wie aus Eimern schütteten sich die kleinen, duftenden Tropfen eines Frühlingsregens auf die Erde. Alles erwachte im Wunsche zu leben. Ein Jedes beeilte sich, vorwärts zu dringen, einander stoßend und drückend, als fürchtete es, die Frist zu versäumen. Keines wollte nachgeben, Jedes sein Recht auf Existenz behaupten.

Am nächsten Morgen erwachten die Einwohner von Borki und staunten. Was ist da Alles in einer einzigen Nacht geschehen! Weder Garten noch Felder

und Wälder sind zu erkennen. Gestern Abend war all das schwarz und kahl; jetzt hat es sich in das zarte Grün des kommenden Sommers verwandelt. Und die Luft ist anders als gestern, und es athmet sich so ganz anders. Jetzt ist gerade der Höhepunkt des eiligen, ruhelosen Frühlingsfiebers. Die Birken haben sich schon mit zarten Blättchen, durchsichtig wie Spitzen, bekleidet. Große, aufquellende Pappelknospen werfen ihre klebrigen, harzigen Hüllen zur Erde, die Luft mit einem würzigen, berauschenden Aroma erfüllend. Gelber, duftender Blüthenstaub der Erlen- und Haselnußkätzchen fliegt mit den weißen Blumenblättchen der Ahlkirschen und Weichseln überall herum. Auf den Tannen sprossen große, helle Schößlinge, die kerzengerade stehen und die unter den alten, vorjährigen Nadeln ein seltsames Aussehen haben. Die Eiche allein steht noch kahl und düster, als dächte sie noch gar nicht an den Frühling. Vom Süden fliegen jeden Tag neue Gäste zu. Schon vor einer Woche zeichnete sich am Himmel der erste, schwarze, dreieckige Kranichzug ab. Der Specht schlägt im hohlen Stamm der alten Buche. Die Schwalben flattern unter dem Balcondach umher, ihre alten Nester suchend, und führen einen heißen Kampf mit den Sperlingen, die von dem ehemaligen Eigenthum jener schon im Laufe des Winters Besitz ergriffen haben. Aus der Erde steigen warme Dünste auf. Man glaubt zu spüren, wie sich dort unten im Schoß der Erde eine seltsame, geheimnißvolle Arbeit vollzieht. Man kann keinen Schritt machen, ohne auf den Keim eines neuen, jungen Lebens zu treten — eines Pilzes, Grashälmchens oder Insectes. Im Bach gibt es lebhafte Liebesgeständnisse.

Jeder Sumpf wimmelt von Milliarden der verschiedensten wunderlichen Daseinsformen; und alles das bewegt sich, alles das ist von dem Bewußtsein der Wichtigkeit seines eigenen Ich durchdrungen.

* * *

Im ehemaligen Classenzimmer des Baranzow'schen Hauses sitzt über den Schreibtisch gebeugt, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, schlank und groß, mit einem feinen, wie gemeißelten Profil und mit sinnenden, blauen Augen, die von schwarzen Wimpern eingerahmt sind. Vor ihr auf dem Tische liegt ein offenes Buch, ein Bändchen von Dobroljubow, aber man sieht, daß es ihr schwer wird, die Gedanken auf das, was sie liest, zu concentriren. Sie erhebt jeden Augenblick den Kopf, lehnt sich in den Stuhl zurück, ihre Hände spielen mit dem Papiermesser aus Bein und in den Augen zeigt sich der erwartungsvolle gespannte Ausdruck, als horchte sie, ob Jemand komme.

Es war schwer, in dieser jungen Schönheit die ehemalige, gebräunte, magere, halberwachsene Wjera wieder zu erkennen. Seit der ihr im Gedächtniß gebliebenen Auseinandersetzung mit Wasilzew waren drei Jahre vergangen. Aeußerlich verstrichen diese Jahre still, ohne Ereignisse und Erschütterungen, aber für Wjera waren sie reich an innerem Inhalt. Die Freundschaft zu Wasilzew wuchs und befestigte sich, dafür aber löste sich Wjera von ihren Hausgenossen beinahe gänzlich los. Den Schwestern wurde es langweilig, sie mit dem Nachbar zu necken, und sie machten das Kreuz über sie. Da Wjeras Annäherung an Wasilzew schon begann,

als sie noch ein kleines Mädchen war, hielten es die Eltern in gewohnter Sorglosigkeit für unnöthig, das jetzt zu hindern, da sie ein erwachsenes Fräulein war.

In der letzten Zeit aber fielen die „Actien" Wasilzew's in den Augen der benachbarten Gutsbesitzer tief. Man sagte ihm einige sehr gewichtige Vergehen nach. Erstens gab er seinen Bauern allen Grund, den sie vorher zinspflichtig besaßen, ohne Lösegeld frei, und dadurch brachte er nicht nur seiner eigenen Tasche einen empfindlichen Schaden, sondern gab auch allen anderen Bezirken ein böses Beispiel; zweitens argwöhnte man, daß er sich in fremde Angelegenheiten einmenge, fremden Bauern ungebotene Rathschläge gebe und manche listig ersonnene Combination zerstört habe, welche bald von diesem, bald von jenem Gutsbesitzer bei der Theilung mit den ehemaligen Leibeigenen ausgeklügelt wurde.

Wiewohl man Wasilzew nichts Gesetzwidriges bestimmt nachweisen konnte, waren doch Alle im Allgemeinen darin derselben Meinung, daß er sich gar nicht so betrage, wie es sich in seiner Lage geziemen würde, und allem Anscheine nach völlig vergesse, daß die aus politischen Motiven erfolgte Verbannung auf das eigene Gut den Menschen zur besonderen Vorsicht verpflichte.

Einer der Bekannten hat es schon versucht, ihm den Wink zu geben, daß auch bereits der Gouverneur seine Zähne nach ihm zu fletschen beginne, allein er beachtete das gar nicht.

Während die Gutsbesitzer mit Wasilzew schmollten, liebten ihn die Bauern grenzenlos und konnten nicht aufhören, sich seiner Anwesenheit zu freuen. Die erste Zeit

verhielten sie sich in Wahrheit scheu und selbst gegenüber der Rückerstattung der Grundstücke ohne Lösegeld ungläubig. Sodann wurden sie der Meinung, daß er einfältig sein müsse. Sie überzeugten sich jedoch allmälig, daß man sein Vorgehen nicht mit Dummheit erklären könne. Sie sahen, daß man von ihm jedesmal, wenn man sich an ihn mit einem Anliegen wandte, entweder Hilfe oder einen vernünftigen Rath erhielt. Seither konnte er die Bauern nicht los werden. Gab es irgend eine verwickelte Familienfrage zu lösen oder eine gerichtliche Petition zu schreiben, so zogen sie schaarenweise zu ihm.

In der freien Zeit beschäftigten sich Wjera und Wasilzew mit Lectüre und führten miteinander Gespräche; ihre Unterredungen waren endlos, zumeist betrafen sie abstracte Fragen ohne persönliche Interessen.

Wie vor drei Jahren sprachen sie auch jetzt von den zeitgenössischen Märtyrern; Wjera ist wie früher, nein, hundertmal stärker als früher von dem Entschlusse erfüllt, in deren Fußstapfen zu treten.

Aber die Märtyrerkrone — das irgend einmal später, in der fernen Zukunft; jetzt ist ihr Leben vorläufig herrlich, schön und wird mit jedem Tage inhaltsreicher und schöner.

Bloß die letzten Tage waren ein wenig langweilig, trübe. Wasilzew mußte in Angelegenheiten der Bauern verreisen; er war zwei Wochen abwesend. Es ist entsetzlich, wie die Zeit schleicht, wenn keine Hoffnung vorhanden ist, am Abend sich mit dem Freund auszusprechen. Man hat zu nichts Lust, nichts geht einem vonstatten! Aber, Gott sei Dank, diese Tage gehen zu

Ende! Heute Nachmittag kam der Junge vom Nachtbargut gelaufen und meldete, daß der Herr zurückgekehrt sei und bei ihnen den Thee nehmen werde. „Er wird bald hier sein!“

Ein so mächtiger Ausbruch unbändiger Freude erfaßte Wjera, daß sie nicht auf einer Stelle sitzen bleiben konnte; sie warf das Buch weg und ging ans Fenster. Schräge Strahlen der untergehenden Sonne übergossen sie mit einer flammenden Röthe und zwangen sie, die Augen rasch zu schließen.

„Wie schön es draußen ist! Noch niemals, scheint es mir, war der Frühling so entzückend, so wundervoll! Und wie Alles wächst! Es ist eine Pracht! Heute Morgens war der Hügel noch völlig kahl, und jetzt könnte man ganze Hände voll Primeln und Schneeglöckchen pflücken. Als ob sie so, schon blühend, aus der Erde hervorgekommen wären! In den Märchen erzählt man von einem wackeren Jungen, der ein so scharfes Auge hatte, daß er sah, wie das Gras wächst. Ja, im Frühling ist das kein Wunder! Wenn ich nur ein schärferes Auge hätte, könnte ich es auch . . . Was ist das? Im Walde hat der Kukuk gerufen, der erste in diesem Jahr . . . O, Gott! welche Herrlichkeit! Es ist so schön, daß Einem beinahe das Herz weh thut und man weinen möchte!“

Als Wasilzew endlich eintrat, stürzte Wjera ihm so stürmisch entgegen, daß er seine gewohnte Selbstbeherrschung verlor.

Er faßt sie an beiden Händen und blickt sie zärtlich und entzückt an. „Was ist mit Ihnen vorgegangen, Wjera? Ich habe Sie auf den ersten Blick

gar nicht erkannt! Zwei Wochen vorher ließ ich Sie noch als kleines Mädchen und ich finde . . ." Er sprach nicht zu Ende, aber sein Blick sagte das Unausgesprochene. Wjeras Wangen bedeckten sich mit einem hellen Roth und unwillkürlich schlug sie die Augen nieder. Ihr ist in seiner Nähe so wohl, so freudig zu Muthe. Diese zwei Wochen haben wirklich eine Veränderung hervorgebracht. In seiner Gegenwart waren ihre Hände früher nie so kalt, ihre Wangen nie so glühend.

Sie begann mechanisch die Bücher auf dem Tisch zu ordnen, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Nein, Wjera, heute werden wir nicht lesen." Er ließ sich auf den Stuhl neben dem geöffneten Fenster nieder und brannte eine Cigarette an. Wjera setzte sich daneben; ihr Herz schlug schnell, schnell wie ein flatterndes Vögelchen.

Draußen dunkelte es schon. Der hohe Himmel oben war dunkelblau, gegen Westen hin erhellte er sich allmälig und der Horizont war dort von lichten, bernsteinfarbenen Streifen umrandet. Die Frösche im Bache stimmten einen munteren Chor an. In den Zimmerecken und an der Decke vernahm man das leise Schwirren der ersten Mücken, das sich in einen langen, verklingenden Ton verlor. Ein Maikäfer flog schwerfällig beim Fenster vorbei, die Luft mit seinem Baßgesurr erfüllend.

Im Gebüsch, das die Küche vom Garten trennte, schimmerte etwas Helles. Eine Frauengestalt mit einem Tuch auf dem Kopf blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und sah sich nach allen Seiten um, ob ihr nicht

Jemand folgte; dann ging sie schnell auf das Wäldchen zu. Nach einer kurzen Zeit hörte man von dorther das zärtliche Geflüster eines Mannes und leises, glückliches Lachen. Aus dem fernen Meierhof erklangen die klagenden Töne des Hirten, des ländlichen Virtuosen auf dem Rohrpfeifchen.

„Erzählen Sie mir von der Bauernangelegenheit. Ich habe heute so viel davon gehört," sagt Wjera plötzlich, aber sie zwingt sich offenbar zu sprechen; die Stimme klingt unnatürlich.

Wasilzew fährt wie aus dem Schlafe auf.

„Ja, ich begreife, daß man mich beschuldigt," sagt er, die Hand über die Stirn führend. „Aber ich zweifle nicht daran, daß ich die gesellschaftliche Meinung zu Gunsten dieser unglücklichen Bauern umstimmen werde. Das Alles will ich Ihnen ausführlich erzählen, Wjera, aber später. Jetzt kann ich nicht! . . ."

Wieder einige Minuten Schweigen, nur die Mücken schwirren und der Hirte klagt wehmüthig auf der Pfeife.

„Wjera, erinnern Sie sich unseres Gesprächs . . . vor drei Jahren? Ich war damals so sicher, daß dies niemals geschehen wird . . . und nun . . . Wjera, sagen Sie, komme ich Ihnen sehr alt vor?"

Diese letzten Worte flüstert er mit kaum vernehmbarer, zitternder Stimme. Wjera will etwas erwidern, aber die Stimme versagt ihr.

Gott weiß, wie es kam, daß ihre Hand sich in der Wasilzew's befindet. Bei dieser Berührung stockt Beiden der Athem. Die Worte bleiben ihnen auf den Lippen, sie stehen regungslos.

„Stepan Michailowitsch! Wjera!" vernimmt man Lisas Stimme im Corridor.

Wasilzew springt schnell auf. „Auf Morgen, Wjera!" sagt er, steigt durch das niedere Fenster in den Garten und verschwindet in der Dunkelheit.

Eine aufregende, duftende Frühlingsnacht, voll geheimen Zaubers und bangen Dämmerns schwebt am Himmel. Die Lichter im Dorfe sind erloschen. Allmälig wird es still und stiller. Die Hirtenpfeife ist längst verstummt. Die Frösche haben sich beruhigt, auch die Mücken sind ruhig geworden. Von Zeit zu Zeit vernimmt man ein seltsames Rauschen in den Gebüschen, plätschert etwas im Bach oder bringt ein Windstoß vom entlegenen Dorf das klagende Geheul eines Kettenhundes, den die Einsamkeit dieser herrlichen, aufregenden Nacht beengt.

Wjera kann nicht schlafen. Ihr ist es heute schwül in dem großen, kühlen Schlafzimmer, welches sie, von den Schwestern getrennt, jetzt allein bewohnt. Sie verläßt das Bett, öffnet das Fenster und legt die glühenden Wangen an die kalten Scheiben. Aber das erfrischt sie nicht; das Gesicht brennt ihr wie früher und eine süße, ermattende Beklemmung im Herzen, eine unbestimmte, überaus glückselige Erregung bemächtigt sich ihres ganzen Wesens.

Wie still es ringsumher ist! Das Wäldchen scheint jetzt groß und tief; die Bäume stehen so groß und dunkel, gerade, als ob sie zusammengerückt wären, über etwas zu berathen, ein seltsames, wichtiges Geheimniß verbergen würden. Mitten in der nächtlichen Stille vernimmt man plötzlich ein leise rasselndes Ge-

räusch; das ist die Post-Troika, die sich auf der breiten Landstraße fortbewegt. Die Luft ist so rein, so durchsichtig, daß man das Glockengeklingel schon von Weitem — ungefähr fünf Werst — hört; für einige Minuten verstummt es, offenbar ist die Troika jetzt hinter dem kleinen Berg; bald aber vernimmt man sie deutlich, immer näher und näher; sie scheint schnell zu fahren, in vollem Galopp; jetzt hört man auch das Knallen der Peitsche, die Stimme des Kutschers und das Getrappel der Pferde.

Aber nun entfernt sich wieder das Geräusch. Seltsam! als hätte man es erstickt; wahrscheinlich ist die Troika irgendwo in der Nähe stehen geblieben.

Wahrhaftig, merkwürdig, wie die Postglocken in der Nacht aufregen! Man weiß ja doch, daß man nichts Interessantes erwartet. Das Wahrscheinlichste ist: der Friedensrichter ist angekommen oder der Kreisrichter überrumpelt das Dorf, um einen Feldschaden zu untersuchen.

Und doch, so wie man diesen zarten Silberklang auf der breiten Landstraße vernimmt, pocht auch schon das Herz stärker, und es sehnt sich irgendwohin, in die Ferne, nach unbekannten Ländern

„Gott, wie schön das Leben ist!“

Wjera faltet unbewußt, mit mechanischer Bewegung die Hände wie zum Gebet. Wasilzew nennt sich einen Materialisten und Wjera ist auch mit allen neuen Theorien vertraut und meint im Ernst, daß sie nun gar nicht mehr an Gott glaubt. Aber nichtsdestoweniger ist ihre Seele in diesem Augenblick von einer leidenschaftlichen, grenzenlosen Dankbarkeit für Jemanden

voll, der ihr das Glück geschenkt, und nach der alten, kindlichen unvertilgbaren Gewohnheit wendet sie sich mit einem heißen Gebet an Gott, dessen Existenz sie nicht anerkennt.

„O Gott! Ich weiß, daß es auf der Welt viel Leid gibt, viel Ungerechtigkeit, viel Noth! Ich will den Menschen dienen, ich bin bereit, das Leben für sie hinzugeben! Aber später, später! O Gott! Jetzt sehne ich mich ... ich sehne mich so qualvoll nach Glück!“

Für eine kurze Zeit findet Wjera in einem unruhigen Schlummer Vergessen.

„Bis morgen!...“ dieser Gedanke streift plötzlich wie ein heller Strahl ihr Bewußtsein und wieder beginnt für sie der matte, süße Schauer, das heiße, glückselige Fieber.

Die Morgenröthe stand schon am Himmel. Die Hähne hatten schon oft gekräht, die Sperlinge zwitscherten lärmend und geschäftig unter dem Fenster. Wjera wirft sich noch immer mit glühendem Gesicht und kalten Händen im Bett herum. Erst nach Sonnenaufgang verfällt sie in einen festen, bleiernen Schlaf. Sie schlief aber auch lange.

Es war spät, bald Mittag, als sich ihrer von Neuem das unklare Bewußtsein von etwas seltsam Glücklichem, das sich gestern zugetragen hat, bemächtigte. Wie schön ist es, nach einer großen, unverhofften Freude am nächsten Tag zu erwachen!

Wjera liegt im Bett und reckt und streckt sich.

„Aber was thue ich eigentlich!“ fuhr es ihr durch den Kopf. Sie sprang auf und begann sich rasch anzukleiden, sah auf die Uhr, fand, daß es schon zu

spät war und dachte, die Lection sei ohnehin verloren, es sei nicht der Mühe werth, sich zu beeilen. Dies bedenkend, legte sie sich wieder ins Bett und schloß die Augen, ihrem künftigen, nahen Glück still zulächelnd.

Das Stubenmädchen kam leise auftretend ins Zimmer und sah behutsam nach, ob das Fräulein noch schlafe.

„Anisja, Mütterchen, warum hast Du mich nicht früher geweckt?“ begrüßte Wjera sie fröhlich.

„Ich war bereits fünfmal hier, Fräulein; ja, Sie schliefen so süß; es that mir leid, Sie zu stören!“

„Was für ein sonderbares Gesicht sie heute hat!“ dachte Wjera.

„Und, Fräulein, ein Unglück ist hier geschehen!“ sagte plötzlich Anisja mit jener eigenartigen, aufgeregten Stimme, mit der Dienstboten stets wichtige Nachrichten, welcher Art immer sie sein mögen, mittheilen.

„Was gibt's?“ schrie Wjera, im Bett aufspringend; sie weiß noch nicht, um was es sich handelt, aber ihr Herz ahnt schon Unheil.

„Den Nachbar hat heute Nacht die Polizei überfallen!“ meldete Anisja.

VII.

Wie ein Donner lief die entsetzliche Kunde durch das Haus: Heute Nachts hat abermals ein Postkarren mit einem Gendarmerieoberst und zwei Schutzengeln niederen Ranges vor der Treppe des Wasilzew'schen Landhauses gehalten. Der Oberst zeigte Wasilzew ein

mit Staatsstempel und -Siegel versehenes Schriftstück vor. Darin stand, daß der Edelmann Stepan Michailowitsch Wasilzew — eine der Ruhe des Landes höchst gefährliche Persönlichkeit sei. Deshalb schlägt ihm der Gouverneur auf Grund der ihm „von oben“ verliehenen Vollmacht vor, seinen gegenwärtigen Wohnsitz mit der herrlichen, allerdings etwas entfernteren Stadt Wjatka zu vertauschen.

Drei Tage und drei Nächte werden ihm zur Ordnung seiner Angelegenheiten gewährt. Nach Ablauf dieser Frist ist er nach dem Befehl an den bestimmten Ort zu befördern.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Nachricht auf die ganze Familie Baranzow hervorrief. Am meisten erschrak der Graf. Er besaß die in Rußland nicht gerade seltene Eigenschaft, bei geschlossenen Thüren den Liberalen zu spielen und sich auf Rechnung der Regierung die Zunge zu wetzen; allein es brauchte bloß ein blauer Kragen auf dem Horizont zu erscheinen, schrumpfte er alsbald zusammen und gab sich als friedlichsten, ergebensten Diener des Reiches.

In dem vorliegenden Fall vermehrte diese ihm eigene Feigheit noch die wohlverdienten Vorwürfe seines Gewissens: wie hat er eine solche Annäherung zwischen seiner Tochter und dem Freidenker zulassen können? Wo hat er seine Augen gehabt?

Wasilzew, gestern noch ein ehrenhafter, wohlhabender Gutsbesitzer, eine gute Partie, hat sich heute mit einem Male in einen obdachlosen Vagabunden, in einen Menschen verwandelt, mit dem bekannt zu sein nicht ungefährlich ist. Von einer Ehe zwischen ihm und

Wjera kann jetzt selbstverständlich nicht mehr die Rede sein und das Mädchen ist nun für immer compromittirt.

Wie es so oft in allen Schwierigkeiten des Lebens zu geschehen pflegt, beeilte sich auch jetzt der Graf, das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit durch Vorwürfe für Andere zu ersticken.

„Siehst Du, Madame, Du verstehst nur, Dich mit Deinen Nerven zu beschäftigen, und auf die Tochter konntest Du nicht Acht geben!“ hielt er der Frau vor.

Die Gräfin selbst sah genau, welche Schmach dieser Vorfall auf ihre Familie werfen wird, und sie hatte schon jetzt den Vorgeschmack von der Süße der harmlosen Fragen und Beileidsbezeugungen, mit denen die Damen aus dem Gouvernement sie bei der ersten Versammlung in der Stadt überhäufen werden.

Im ganzen Hause herrschte jene eigenartige, instinctive Panik, die der Anblick einer blauen Uniform in Rußland hervorzurufen im Stande ist.

Alle waren in Erwartung eines unvermeidlichen Unglückes.

„Die Polizei! Die Polizei kommt zu uns!“ Mit dieser Meldung kam einmal das Mädchen Fenja schreiend gelaufen, als sie auf der Landstraße die Postglocke hörte. Bei dieser entsetzlichen Nachricht verloren Alle geradezu vor Angst den Kopf. Die Gräfin lief in ihr Schlafzimmer und legte sich ins Bett, als den am wenigsten gefährlichen Zufluchtsort. Der Graf stürzte in Wjeras Zimmer, packte mit beiden Händen ohne Wahl alle Bücher und Schriften, die ihm unterkamen, und warf sie persönlich in den wie zum Unglück gerade brennenden Ofen. Die Dienerschaft lief auseinander.

Es zeigte sich jedoch, daß der Aufruhr umsonst war: ein Steuerbeamter war bloß vorbeigefahren. Indessen konnte sich lange keiner von der durchgemachten Aufregung erholen.

Für Wjera war der Schlag so unerwartet, so niederschmetternd, daß sie davon betäubt war und nicht auf einmal die ganze Tiefe ihres Unglücks erfassen konnte. Daß man Wasilzew ihr ganz, für immer wegführt — dieser Gedanke war so unfaßbar schrecklich, daß er in ihrem Kopf gar nicht Platz fand. Was nach seiner Abreise geschehen wird, daran dachte sie nicht.

Dieses „Später“ kam ihr wie ein schwarzer, bodenloser Abgrund vor, in den man ohne Schwindel nicht einmal blicken konnte. Gegenwärtig bestanden ihre Besorgniß und dringendste quälendste Angst hauptsächlich darin: daß er nicht etwa verreise, ohne sich von ihr zu verabschieden. Ihn nur noch einmal sehen, wenigstens eine Stunde, eine Minute — dann mag was auch immer geschehen! Es schien ihr zuweilen sogar, sie brauchten einander bloß zu sehen, daß Alles wieder gut würde, Alles sich auf die eine oder andere Weise wieder einrichten ließe! Alle ihre Wünsche, alle ihre Gedanken, alles Streben concentrirte sich jetzt auf Eines: Ihn sehen! Aber eine Zusammenkunft zu veranstalten, war nicht leicht. Man hielt während dieser Tage Wasilzew selbstverständlich in seinem eigenen Hause unter strenger Aufsicht der Gendarmen gefangen.

Auch Wjera war unter wachsamer Beaufsichtigung. Die ganze Familie hatte sie im Verdacht, daß sie einen verzweifelten Schritt zu begehen beabsichtige; deshalb

wurde über sie eine Art Hausarrest verhängt. Tagsüber ließen die Mutter und Schwestern sie nicht einen Schritt allein thun; mit der Bewachung während der Nacht war Anisja beauftragt.

Zwei Tage sind bereits verstrichen und es ist Wjera, so sehr sie auch ihren Geist anstrengt, noch immer nicht gelungen, heimlich das Haus zu verlassen. Sie hatte nicht einmal eine kleine Nachricht von Wasilzew, da der Dienerschaft der strengste Befehl gegeben worden war, selbst einen Hund vom Nachbargut nicht in den Hof einzulassen.

Es blieb bloß noch eine Nacht. Morgen mit Tagesanbruch wird er weggeführt und dann — ist Alles zu Ende. Bei dem Gedanken daran glaubte Wjera wahnsinnig zu werden.

„Anisja, meine Theuere, Täubchen! Laß mich zu ihm! Für ein Stündchen, ein Stündchen! Niemand wird es erfahren!“ flehte sie die ihr zugetheilte Dienerin an.

„Was fällt Ihnen ein, Fräulein! Daran dürfen Sie nicht denken!“ Anisja erschrak darüber und wehrte sogar mit den Händen ängstlich ab.

„Anisja, erinnere Dich an Deine Jugend! Du hast mir selbst oft erzählt, wie schwer Ihr es früher, zur Zeit der Leibeigenschaft hattet. Und bedenke doch: für Euch, für die Bauern leidet doch Stepan Michailowitsch!“

„Ach, mein armes Fräulein, sprechen Sie gar nicht! Ich weiß es selbst, daß der Nachbar ein guter Herr war. Und uns Dienstboten thut er leid, glauben Sie es nur, bis zu Thränen leid! Und auch Sie

Fräulein, bedauern wir. Das wird aber ein Pärchen sein, dachten wir. Oft genug freuten sich unsere Herzen, als wir Euch ansahen! Aber was läßt sich thun! Des Herrn Wille!... O, mein liebes Fräulein, was fällt Ihnen ein! Sie haben den Verstand verloren, Täubchen! Sie wälzen sich zu meinen Füßen, vor der niedrigen Dienerin!" Wjera hatte sich in ihrer Verzweiflung vor Anisja auf die Knie geworfen und küßte ihr die Hände.

„Anisja, wenn Du mich nicht fortläßt, so wisse, daß Du mein Leben auf Deinem Gewissen haben wirst. Hier ... das Kreuz, daß ich Hand an mich lege, wenn es mir nicht gelingt, ihn vor seiner Abreise zu sehen."

Anisjas Herz war nicht von Stein. Unter vielen Seufzern, mit vielem Jammern versprach sie endlich, das Fräulein etwas später, wenn sich Alles im Hause zur Ruhe begeben wird, durch das Hinterthor hinauszulassen.

Es war bereits Nacht, als sich Wjera in Anisjas Kleidern, einen schwarzen, abgetragenen Shawl über dem Kopf, aus dem Hause stahl. In den letzten Tagen war es wieder kälter geworden, und obgleich tagsüber die Sonne heiß brannte, erhob sich gegen Abend sogar ein leichter Frost; die Pfützen auf dem Wege waren von einer dünnen Eiskruste bedeckt, welche unter Wjeras Füßen knisterte. Ein leichter Schauer lief durch ihre Glieder. Da der Bach, der die beiden Güter voneinander trennte, jetzt tobend aus den Ufern trat, konnte man nicht den gewöhnlichen Weg über den Abhang nehmen und mußte einen Umweg von zwei Werst machen. Niemals bis nun war Wjera Nachts allein auf dem Felde gewesen. Der bekannte Weg kam ihr

jetzt ganz anders als während des Tages vor. Alle Dinge hatten sich plötzlich verwandelt und waren nicht zu erkennen.

Wjera schritt, ohne sich umzusehen, vorwärts. Sie empfand weder Furcht noch Aufregung; selbst die Trauer über Wasilzew's bevorstehende Abreise legte sich. Leichter, aber nicht unangenehmer Kopfschwindel umhüllte wie mit einem Nebel ihre Sinne. Ihre Füße wurden mit einem Male so leicht. Sie fühlte nicht den Körper. Sie ging wie im Traum und erwachte knapp vor dem Thor des Wasilzew'schen Hofes.

Dort war Alles schon finster; man merkte, daß Alle bereits schliefen. Bloß an einem Fenster schimmerte unter dem herabgelassenen Vorhang ein schwacher Lichtstreifen.

Wjera klopfte ans Thor, zuerst leise, zaghaft. Niemand zeigte sich. Dann begann sie stärker und stärker zu pochen. Zwei Hunde sprangen beim Thor hervor und erhoben ein wüthendes, betäubendes Gebell. Endlich hörte man Schritte. Die verschlafenen Gendarmen, die nackten Füße in den Stiefeln, die Uniform nachlässig um die Schulter geworfen, kamen mit Laternen herbei, das Thor zu öffnen.

„Was ist los? Wer treibt sich da Nachts herum?" brummte der Eine von ihnen verdrießlich. „Ehé! Eine Mamsell!" Sein Unwille verwandelte sich in Erstaunen.

„Ich muß zum Herrn!" sagte Wjera kaum vernehmbar. Sie zitterte am ganzen Körper, empfand aber keine große Furcht.

Der Gendarm hob die Laterne hoch, damit das Licht gerade auf Wjeras Gesicht falle und begann sie unverschämt zu mustern, ohne sich gerade zu beeilen.

„Wahrscheinlich ein Dienstmädel!" entschied er im Stillen. Sein Gesicht wurde heller und heller.

„Hör' mal, Schöne! Dir scheint der Weg zum Herrn in der Nacht sehr gut bekannt zu sein!" sprach er endlich lächelnd. „Aber heute, siehst Du, wird es ein wenig schwer sein, zu ihm zu gelangen," fügte er hinzu, indem er plötzlich den Ton veränderte und wieder mürrisch wurde.

„Lassen Sie mich, um Christiwillen!" flehte Wjera. Den Worten des Gendarmen entnahm sie, daß man sie nicht zu Wasilzew lassen wird und sie wieder fortgehen muß, ohne ihren Freund gesehen zu haben. Ihre Stimme klang so flehend, so verzweifelt, daß der Gendarm, dem weiblichen Geschlechte gegenüber von Natur aus schwach, nicht widerstehen konnte.

„Nun, nun, plärre nicht!" beruhigte er sie gutmüthig. „Werden sehen, womit wir dienen können . . . aber dem Oberst muß es doch berichtet werden!" fügte er hinzu, indem er ein wenig überlegte.

Er ließ Wjera ein, führte sie durch den Hof und hieß sie im Vorzimmer warten; er selbst ging hinter die Scheidewand zum Obersten, der sich schon zur Ruhe begeben hatte, bei dem Lärm aber erwacht war.

Dieselbe entsetzliche Starre, dieselbe völlige Gleichgiltigkeit gegen Alles wie auf dem Wege hieher, bemächtigte sich wieder Wjeras. Ganz unbefangen hörte sie, wie der Gendarm seinem Vorgesetzten meldete, daß Wasilzew's Geliebte gekommen sei, sich von diesem zu

verabschieden. Sie vernahm, wie der Oberst ein loses Späßchen auf ihre Kosten vom Stapel ließ und sich erkundigte, ob das Mädel auch sauber sei. Alles das streifte ihr Ohr und machte auf sie nicht den geringsten Eindruck, so als ob es sie gar nicht anginge.

„Zum Teufel! Laß sie! Mag er sich zum letzten Male gütlich thun!“ entschied endlich der Oberst.

Der Gendarm öffnete die Thür zu den inneren Räumen und Wjera stürzte pfeilschnell hinein.

„Sieh mal, welches Feuer!“ sagte der Gendarm lachend. „Aber höre einmal, Du, wie heißt Du, Herzchen? Und vergiß unser auch nicht ein andermal, wenn Dein Herzliebster verreist!“ rief er ihr nach.

Aber Wjera hörte nichts mehr. Athemlos lief sie durch zwei, drei Zimmer, die sie von einer geschlossenen Thür trennte, durch deren Ritzen ein schwaches Licht hervordrang.

Wasilzew saß im Schlafzimmer, das ihm auch als Arbeitsraum diente. Er hatte sich noch nicht entkleidet und war mit dem Ordnen seiner Bücher und Papiere beschäftigt. Das geräumige Zimmer hatte jetzt jenes traurige, unordentliche Aussehen, das gewöhnlich vor einer Abreise zu bemerken ist. Im Winkel des schmalen Eisenbettes mit der zurückgeschlagenen Decke waren Wäsche, Mappen und Hefte aufgestapelt. Papierschnitzel, zerrissene Briefe, alte Rechnungen lagen auf dem Boden umher. Zwei große Kisten waren mit Büchern vollgepfropft. Die kahlen Fächer längs der Wand sahen wie entblößte Skelette aus. In der Mitte des Zimmers lag ein geöffnetes Felleisen, aus welchem Wäsche, Kleider und ein Paar Schuhe hervorschauten.

Als Wjera die Thür öffnete, überfiel sie zum ersten Male, seit sie vom Hause fortgegangen war, eine so heftige Erregung, daß es ihr einen Augenblick vorkam, ihr Herz hätte zu schlagen aufgehört. Sie blieb auf der Schwelle stehen und war nicht im Stande, einen Schritt nach vorwärts zu machen oder ein einziges Wort auszusprechen.

Wasilzew saß mit dem Rücken gegen sie gekehrt, über den Schreibtisch gebeugt und war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er sogar das Knarren der Thür nicht bemerkt hatte. Als er sich aber im nächsten Augenblick zufällig umwandte und mit einem Male die bleiche, schlanke Erscheinung Wjeras in der Thür erblickte, drückte sein Gesicht kein Erstaunen, sondern bloß eine unendliche Freude aus, als ob er sie erwartet hätte und sicher gewesen wäre, daß sie kommen wird. Er eilte auf sie zu und einige Secunden standen sie einander gegenüber, indem sie sich schweigend die Hände fest drückten, wie wenn Beiden die Kehle durch einen Krampf zugeschnürt gewesen wäre. Mit ersticktem Schluchzen trat Wjera endlich näher an ihn heran. Hinter der Thür hörte man ein Geräusch von Tritten. Man spürte plötzlich im Zimmer die unsichtbare Anwesenheit einer fremden Person. Ein nervöser Schauer, wie ein physischer Ekel, lief Wasilzew über den ganzen Körper.

„Wjera, meine Freundin, beruhige Dich . . . um Gotteswillen! Wir sind nicht allein. Wir werden belauscht. Lassen wir es nicht zu, daß sich diese Schurken an unseren Qualen ergötzen," flüsterte Wasilzew zwischen den Zähnen.

Seine ganze Selbstbeherrschung kehrte mit einem Male zurück. Er faßte sie an der Hand und setzte sich mit ihr auf den Divan, indem er einen ganzen Stoß Bücher zur Seite schob. Sein Gesicht war sehr bleich; um die Mundwinkel lief von Zeit zu Zeit ein Zucken, und blaue Adern schwollen ihm wie Strähne an den Schläfen auf. Aber er sprach dabei ruhigen, sanften Tones über nebensächliche Dinge.

„Hier in diese Kiste, Wjera, legte ich diejenigen Bücher, die ich Ihnen zurücklasse. Ich habe mit Ihnen Spencer zu lesen begonnen. Sie finden da einige Anmerkungen mit Bleistift, die ich für Sie machte . . .“

Sie saß unbeweglich, wie erstarrt, auf dem Divan; sie hielt ihre Hände so fest ineinandergepreßt, daß sich die Fingernägel der einen Hand in die andere fest eingruben. Seine Worte gingen an ihr vorbei wie unklare Töne ohne bestimmten Sinn. Wenn er sich mit einer Frage an sie wandte, antwortete sie mit einem mechanischen Kopfnicken oder einem leisen, traurigen Lächeln; zu sprechen entschloß sie sich nicht, da sie fühlte, daß sie beim ersten Wort in Schluchzen ausbrechen wird.

Das Schlagen des Pendels der Wanduhr ertönt gleichmäßig und deutlich. Eine große Hummel fliegt mit lautem, zeitweilig unterbrochenem Summen im Zimmer herum; einen Augenblick bleibt sie still, dann beginnt sie wieder voll Wuth an die Decke und das Fenster zu schlagen.

Wjera hatte gleichsam das physische Gefühl, daß die Zeit wie eine Flüssigkeit aus einem gesprungenen Gefäß Tropfen um Tropfen verrinnt: es

bleiben immer weniger und weniger von den kostbaren Tropfen zurück. Die Trennung rückt näher und näher, die Trennung für viele Jahre, vielleicht für immer. Und kein herzliches Wort, noch Zärtlichkeiten. Wie Fremde sitzen sie einander gegenüber, und im anstoßenden Zimmer das leise Geräusch.

Die Flamme der Stearinkerze wurde auf einmal gelb, das Fenster mit dem herabgelassenen Vorhang, früher einem großen schwarzen Frack ähnlich, erhielt einen blau-violetten Schimmer. Draußen krähte laut der Hahn; die Sperlinge begannen zu zwitschern, die Kühe brüllten — Alles die gewohnten Vorboten eines Frühlingsmorgens auf dem Lande.

Eine kalte, stumpfe Verzweiflung beherrschte Wjera. Sie begriff jetzt, zum ersten Male vor der bevorstehenden Trennung, die ganze hoffnungslose Wirklichkeit. Bis nun lag noch immer zwischen ihr und dem Ende das erwartete Glück dieses letzten Wiedersehens; die unsinnige, unklare Hoffnung auf irgend etwas Unbestimmtes war so mächtig, daß sie den eigentlichen Gedanken an die Trennung verdunkelte; jetzt aber blieb nichts, gar nichts mehr übrig. Alles war zu Ende.

Wasilzew erhob sich vom Divan, zog den Vorhang in die Höhe und öffnete das Fenster. Die ersten Strahlen des herrlichen Frühlingsmorgens brachen garbenförmig herein. Licht, Lärm, Frühlingsduft der Blumen, Frühlingslieder — Alles drang auf einmal freudig, triumphirend, grausam ein.

Mit einer raschen, unwillkürlichen Bewegung schlug Wasilzew das Fenster zu und ließ das Rouleau herab.

Er warf sich auf den Divan und schluchzte laut auf. Seine ganze, hohe kräftige Gestalt bebte vor Schluchzen.

Mit einem Satz war Wjera bei ihm; sie ließ sich zu seinen Füßen nieder und, sich mit ihrem ganzen Wesen an ihn schmiegend, bedeckte sie ihn mit Küssen: „Mein Lieber! Meine Freude! Reise nicht allein! Mein Leben! Nimm mich mit Dir!"

Wasilzew erdrückte sie fast in seinen Armen. Jetzt dachte er nicht daran, sie zu beruhigen; er erwiderte ihre heißen Liebkosungen, er preßte sie immer stärker an sich; ihre Lippen begegneten sich zum ersten Male in einem langen, leidenschaftlichen Kuß.

Plötzlich kam Wasilzew zu sich. Rasch, fast brüsk stieß er Wjera von sich, erhob sich und ging im Zimmer auf und ab.

Allein vor dem Divan auf den Knien, weinte Wjera lange still und bitterlich.

Als Wasilzew wieder auf sie zuging, war sein Gesicht plötzlich wie nach einer langen, schweren Krankheit abgezehrt.

„Wjera, mein Täubchen, vergib mir!" hörte man seine Worte. „Viel Kummer habe ich Dir verursacht, mein Armes! Wie soll ich Dich mit mir nehmen? Kann ich Dich frisches, junges Wesen an das alte, halbvollendete Leben ketten! Ja, selbst wenn ich wollte — wird man das denn zulassen? Werden Dich denn Deine Eltern nicht mit Gewalt zurückbringen?"

Seine Stimme war dumpf, gebrochen. Wjera weinte nicht mehr; sie wußte jetzt, daß thatsächlich das Ende für Alles gekommen war. . .

Es war jetzt ganz hell geworden. An der Thür vernahm man rasches Klopfen. Der Gendarm kam mit der Meldung, daß in einer Stunde aufgebrochen wird.

„Wjera, wird es für Dich nicht besser sein, jetzt zu gehen?“ sagte Wasilzew mit leiser, dumpfer Stimme; aber sie schüttelte schweigend den Kopf, sie wollte bei ihm bis zu Ende bleiben. Eine seltsame Erstarrung, das Gefühl, als ob die Umgebung nicht existirte, überkam sie wieder. Wasilzew ging umher und sprach gleichfalls wie im Traume. . . Alle seine Hausgenossen, die alte Köchin, der Dorfälteste, die Bekannten unter den Bauern kamen nacheinander, um von ihm Abschied zu nehmen.

Ins Zimmer tretend, bekreuzten sich die Männer vorerst vor dem Heiligenbild, dann gingen sie auf den Herrn zu und küßten ihn, nachdem sie sich zuerst den Schnurrbart abgewischt hatten, dreimal ernst, feierlich, als würden sie eine religiöse Handlung vollführen. Einige Weiber mit den Kindern auf dem Arm standen vor dem Thor und drückten ihren Schmerz durch Weinen aus, ähnlich wie bei den Klagegesängen nach einem Verstorbenen.

Wjera sah mit trockenen Augen zu, wie diese Leute kamen, sprachen, seufzten, weinten; sie erschienen ihr wie Automaten, die eine wunderliche, verwickelte Vorstellung gaben.

Der Gendarmenoberst frühstückte im Nebenzimmer, indem er aus dem Fläschchen eifrig nachfüllte.

„Auch Ihnen, Väterchen Stepan Michailowitsch, könnte es nicht schaden, wenn Sie sich vor der Reise

stärkten!“ sagte er mit gutmüthigem, aufmunterndem Tone.

Durch die halboffene Thür warf er verstohlen einen neugierigen Blick auf Wjera — keinen directen Blick, da er vermuthlich errieth, daß sie — keine gewöhnliche Dienstmagd sei.

Das Dreigespann des Tarantaß fuhr bei dem Thore vor. Der Oberst setzte sich zu Wasilzew; einer der Gendarmen nahm auf dem Bock neben dem Kutscher Platz, der andere blieb noch vor dem Hause zurück.

„He! Mit Gott!“

Die Pferde zogen an und der Tarantaß fuhr, auf dem sumpfigen Weg sich wiegend, fort. Er verschwand bald bei der Biegung hinter dem Birkenwäldchen. Das Geklingel der Schellen wurde von Minute zu Minute schwächer. Endlich verhallte es gänzlich. Man hörte nichts mehr als die gewöhnlichen melodischen Töne des Frühlingsmorgens auf dem Lande.

Wjera ging still, gesenkten Kopfes, ohne sich umzublicken, nach Hause.

Die Blüthen der Ahlkirsche besäeten sie mit weißen Blättchen, große duftende Thautropfen fielen auf sie von den Zweigen herab. Ein junger Hase sprang über die Wiese, hockte sich auf einen moosbewachsenen Hügel und begann mit den Vorderpfoten zu trommeln, womit er die Häsin zu sich rief; aber als er plötzlich ein menschliches Wesen erblickte, legte er die langen Ohren zurück und entsprang mit einem Satz in den Wald. Der Himmel funkelte und strahlte, wie wenn die Sonne sich in den azurnen Aether ergossen und das ganze

Himmelsgewölbe überfluthet hätte. Aus der Höhe ertönte von einem kleinen schwarzen flatternden Punkte ein mächtiges Lied von Glück und Liebe, das die ganze Atmosphäre erfüllte . . .

VIII.

Still und langsam verrinnt die Zeit. Tag auf Tag schleicht dahin, einförmig, schwer, von grauer, bleierner Schwermuth erfüllt.

In der ersten Zeit nach Wasilzew's Abreise war Wjeras ganzer Organismus von dem erlittenen nervösen Schlag derart erschüttert, daß sie selbst die große Trauer nicht empfand; jede Fähigkeit, voll zu leben und sich zu erregen, erstarb in ihr. Das vorherrschende Gefühl war eine tiefe, niederdrückende Erschöpfung. Ganze Tage verbrachte sie wie im Schlafe, der geringsten Gedankenthätigkeit unfähig. Es kam auch vor, daß sie mitten in einem Gespräch plötzlich einschlief. In dieser seelischen Apathie tauchten für einen Moment gleichsam physische Erinnerungen an die letzten Minuten auf, die sie mit Wasilzew verbracht hatte.

In ihren Ohren erklang seine weiche, zärtliche Stimme; auf den Lippen spürte sie noch etwas von dem glühenden Kuß. Ueber ihren ganzen Körper lief ein Schauer der Erregung. Und seltsam, nach jeder solchen Minute kam plötzlich über sie eine gewisse Beruhigung, die unerschütterliche Ueberzeugung:

„So kann es nicht enden! Wir werden uns wiedersehen!“

Die Zeit verging, und inzwischen kehrten ihre physischen Kräfte zurück und machten sie für tieferes Leid empfänglich. Mit der Wiederkehr zu der gewohnten Beschäftigung äußerte sich auch das Bedürfniß, Wasilzew zu sehen — ein immer dringenderes und qualvolleres Bedürfniß, aus einer dreijährigen, täglichen Gewohnheit entstanden. Jede Kleinigkeit, jedes nichtige Ding erinnerte sie grausam an ihn; er hatte auf jeden Gegenstand ihrer Umgebung gewissermaßen seinen Stempel aufgedrückt; was sie auch thun, was sie beginnen mochte — sie stieß unvermeidlich auf irgend Etwas, das lebhaft die Erinnerung an die Vergangenheit, an die glücklichen Minuten, an die kleinen bedeutungslosen Episoden erweckte, denen sie damals nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte — aber die Erinnerung daran steigerte jetzt noch ihre heiße, tiefe Verzweiflung.

Am schlimmsten war das Erwachen am Morgen. Sie hatte jetzt so wunderliche, deutliche Träume: sie sah ihn so greifbar, so lebendig, fühlte mit ihrem ganzen Wesen seine Nähe; und dann ging Alles so thatsächlich vor sich, war Alles mit einer Menge kleiner getreuer Details ausgestattet, ganz wie in der Wirklichkeit, daß es ihr sogar widerfuhr, im Traume voller Freude zu sagen: „Nein, jetzt ist das aber kein Traum! Jetzt ist es Wahrheit!“ Und auf einmal, wie wenn der Schleier gerissen wäre, verwandelt sich Alles und verschwindet und zerrinnt sofort, eine starke Erschütterung geht durch ihren ganzen Organismus, und es ist nichts mehr da; sie ist wieder allein, im Bett; wieder wird sie von dem qualvollen Bewußtsein ihrer Einsamkeit erfaßt. Wieder liegt sie da und windet sich und zerfließt in hoffnungs-

lose Thränen. Und mit jedem Tage wird es ärger, die Schwermuth immer tiefer.

Wjera hatte sich auch früher von ihren Hausgenossen ferngehalten, jetzt aber wurden ihr die Gesellschaft der Schwestern, ihre kleinlichen Interessen, ihre leeres Gerede unerträglich. Alles erschien ihr farblos, abgeschmackt. Traf sie mit Jemand zusammen, so dachte sie bloß daran, je rascher, je lieber davonzugehen; es schien ihr, sie müßte allein sein, um ernst denken zu können, nur wenn man sie in Ruhe ließ, begann sie wirklich auch sofort zu denken, rasch, leidenschaftlich zu träumen. Ihrer Phantasie erschienen die unsinnigsten Bilder: Sie hat so oft schon im Geiste die Scenen durchlebt, wie sie entflieht, nach Wasilzew sucht, wo immer es sei, auch auf dem Meeresgrund. Die Träume verschafften ihr für wenige Minuten Erleichterung, aber plötzlich taucht von irgend woher ein kalter, ernüchternder Gedanke auf: „Ich habe keine Kopeke Geldes und bis nach Wjatka sind es 3000 Werst! Ja, und wohin gelangt man ohne Paß in Rußland? Von der ersten Station wird man per Etappe zurückgeschickt.“ Die Träume verflogen und ließen einen bitteren, widerlichen Nachgeschmack zurück. Nicht die kleinste begründete Hoffnung war vorhanden. Es blieb nur der vage Glaube an ein Wunder.

Anfangs, als der Schmerz sie überwältigte, stellte sich ein Gefühl der Empörung ein. „Man kann nicht so leiden! Das muß ein Ende nehmen!“ Allein das Ende kam nicht. Das Leiden wurde zur normalen, alltäglichen Sache. Nun vergrößerte sich bei jedem Paroxismus die verzweifelte Bitterkeit des Momentes noch

durch die Erinnerung an das Gestrige und die Gewißheit, daß auch morgen dasselbe sein wird.

Und da, als sich Wjera schon gänzlich der Hoffnungslosigkeit hinzugeben begann, als die trübe, stumpfe, bleierne Schwermuth zur beständigen Stimmung wurde, schimmerte mit einem Male ein Strahl von Glück: sie erhielt von Wasilzew einen Brief. Er konnte ihr nicht in üblicher Weise durch die Post schreiben: die Briefe wären von der Polizei oder den Eltern unterschlagen worden; aber er richtete es so ein, daß er ihr die Nachrichten durch einen bekannten Kaufmann sandte, der mit Wjatka in Handelsbeziehungen stand.

Der Brief war kurz, sehr zurückhaltend, ohne zärtliche Ergüsse; es war klar, daß Wasilzew sich vor Augen hielt, es könnte der Brief in fremde Hände gerathen. Allein nie hat wohl je der längste Brief, das leidenschaftlichste Schreiben eine größere Freude hervorgerufen, als dieses kleine Stück Papier. Wjera kam vor Glück beinahe um den Verstand! Wie es stets geschieht, wenn ein Mensch schon viel gelitten hat, so freute auch sie sich bei der ersten Erleichterung so sehr, daß es ihr vorkam, als sei Alles vorbei; der Schmerz — als ob er niemals gewesen wäre.

Das Wichtigste war, sie besaß Nachricht von ihm. Am schrecklichsten war ihr der Gedanke gewesen, er sei plötzlich irgendwo zugrunde gegangen, gleichsam unter die Erde verschwunden, so daß keinerlei Verbindung mit ihm zurückgeblieben. Jetzt zeigte sich doch wenigstens die Möglichkeit zum Briefwechsel, seine Abfahrt ward zu einer gewöhnlichen Abreise, die Trennung von ihm erschien wie eine vorübergehende Unannehmlichkeit, nicht

mehr als solch ein niederdrückendes, aussichtsloses Unglück wie vorher.

Obgleich Wjera schon nach den ersten Minuten Wasilzew's Brief nicht nur auswendig wußte, sondern auch sogar sein äußeres Aussehen ihrem Gedächtniß sozusagen eingeprägt hatte, verging doch kein Tag, ohne daß sie dieses kostbare Papierchen gelesen und wieder gelesen hätte. In der ersten Woche nach Erhalt des Briefes lebte sie dieser Freude; später galt all ihr Sinnen der Erwartung des Künftigen.

Gleich allen Menschen, die ausschließlich einem einzigen Gedanken, einem Interesse leben und sich deshalb unwillkürlich auf eine passive, zuwartende Rolle zu beschränken gezwungen sind, wurde Wjera auf einmal ungeheuer abergläubisch. In jeder Kleinigkeit erblickte sie jetzt eine gute oder schlechte Vorbedeutung, ein gutes oder schlechtes Zeichen. Es zeigte sich bei ihr plötzlich die kindische Gewohnheit, zu errathen. Wenn sie des Morgens erwachte, kam ihr von ungefähr der Gedanke in den Kopf: „Wenn Anisjas erste Handlung beim Betreten des Zimmers sein wird, mich zu begrüßen, so wird das ein Zeichen sein, daß Alles glücklich ablaufen und bald ein Brief kommen wird; wenn sie aber kein Wort sprechen, vorerst zum Fenster gehen und den Vorhang aufziehen wird, dann ist dies ein böses Vorzeichen.“ Es brauchte bloß ein so dummer Gedanke aufzuschimmern, so begann Wjera, gegen ihren Willen aufgeregt, mit pochendem Herzen das Erscheinen der Dienerin zu erwarten, und nachher war sie den ganzen Tag fröhlich oder traurig, je nach der Antwort, welche ihr Pythia gab.

Ungeachtet der Schwierigkeit der Correspondenz fand Wasilzew die Möglichkeit, Wjera im Laufe des Sommers und des folgenden Herbstes drei Briefe zu schicken. Als er sich vergewissert hatte, daß die Briefe unversehrt an die Adressatin gelangten, begann er immer ungezwungener und inniger zu schreiben. Der letzte Brief war besonders zärtlich und ermuthigend. Wasilzew klagte allerdings nebenbei über einen hartnäckigen Husten, den er auf keine Weise loswerden konnte, aber im Allgemeinen schien er aufgeräumter Stimmung; zum ersten Male berührte er sogar bestimmte Pläne für die Zukunft. „Man gibt mir Hoffnung,“ schrieb er, „daß meine Verschickung ein Ende haben wird. Aber selbst wenn sich diese Hoffnung nicht bewahrheiten sollte, wirst Du doch binnen zweieinhalb Jahren volljährig, und dann kannst Du selbst über Dein Schicksal entscheiden. Mein theures Kindchen! Wenn Du nur wüßtest, welchen wahnsinnigen Träumen sich manchmal Dein alter, mürrischer, Dich liebender Freund hingibt!“

Wjera konnte sich vor Freude nicht fassen, als sie diesen Brief erhielt. Jetzt verzweifelte sie nicht mehr an der Zukunft. Zweieinhalb Jahre — keine Ewigkeit; sie vergehen, und dann hält nichts, nichts in der Welt sie ihrem Geliebten fern.

Aber ach! Auf diesen frohen Brief folgten keine anderen. Der bekannte Kaufmann verreiste unglücklicherweise für längere Zeit in Geschäftsangelegenheiten. Er versprach zwar, daß in seiner Abwesenheit sein Commis die Briefe übergeben werde, aber eine Woche nach der anderen verstrich — es kam keine Nachricht. Wjera glaubte jetzt so fest an das Glück, daß sie

anfangs beim Ausbleiben der Briefe sogar nicht sonderlich besorgt war; sie ersann alle möglichen Ursachen, um hiefür eine Erklärung zu finden. Nach und nach wuchs ihre Unruhe, und bald wurde sie zu einem sie völlig ausfüllenden Gefühl. Alle ihre Gedanken richteten sich auf Eines — einen Brief zu erhalten. Tagsüber horchte sie, ob nicht etwa der Kaufmann Jemanden hergeschickt habe; Nachts träumte ihr, man übergebe ihr ein Couvert mit der lieben Handschrift.

Die Qual dieser vergeblichen, ermüdenden Erwartung in jedem Augenblick ward oft so unerträglich, daß es ihr ganzes Wesen erschütterte. Manchmal zeigte sich bei ihr sogar Bitterkeit und Groll gegen Wasilzew. „Wäre ich ihm nicht begegnet, ich lebte ruhig für mich, wie meine Schwestern leben!“ dachte sie mit Bedauern in Anfällen kleinmüthiger Schwäche. Einmal erhob sich in ihrer Seele ein solcher Sturm einander widersprechender, quälender Gefühle, daß sie in einem Anfalle von Zorn seinen letzten Brief ergriff und in kleine Stücke zerriß. Aber, als das weiße, zerrissene Papier wie Schnee die Diele besäete, erwachte in ihr auf einmal Reue und zeigte sich eine Art Ekel vor sich selbst, als hätte sie die Hand erhoben gegen das, was ihr am theuersten war. Eine ganze Stunde verbrachte sie damit, die kostbaren Stückchen zu sammeln und sie auf einem reinen Papierbogen aneinanderzukleben.

Draußen ist wieder Frühling, und noch immer sind keine Nachrichten da. Bei schönem Wetter bestieg Wjera den Abhang, von dem sie auf das Nachbargut sehen konnte, und saß stundenlang auf der alten, halbzerfallenen Bank in stumpfer, schwermüthiger Apathie.

Einmal saß sie so wie gewöhnlich dort; plötzlich erblickte sie den Posttarantaß, der von der Landstraße her in der Richtung nach Wasilzew's Haus zurückkam. „Was bedeutet das? Wohin fährt er?" dachte sie, und ihr Herz schlug heftig und rasch. „Fährt er vielleicht vorbei, ins Nachbardorf? Nein! Sieh da, er eilt lärmend über die alte, morsche Brücke. Jetzt ist er in die Allee eingebogen. Dort gibt's keinen anderen Weg mehr . . . Gott, wer ist das?"

Die Erregung, die sie ergriff, war so stark, daß ihre Füße schlotterten und sie kaum im Stande war, sich zu erheben. Das Herz that ihr weh von einer krankhaften Ahnung und gleichzeitig lief ein Freudenschauer über sie. „Ich werde doch wenigstens erfahren . . . Alles ist besser als Ungewißheit!"

Rasch das Tuch um die Schulter werfend, schlug sie laufend die Richtung zum Nachbargut ein. Aber als sie dem Hause näher kommt, werden ihre Schritte langsamer und langsamer; immer schmerzhafter, qualvoller krampft sich ihr das Herz zusammen. Im hohen Gras vor dem Thore steht der leere Tarantaß. Der Kutscher zieht die Mütze ab, wischt sich den Schweiß vom Gesicht und macht sich an den Pferden zu schaffen. Die Hauptthür auf der Terrasse, so lange Zeit verschlossen, steht jetzt weit offen. Wjera tritt ins Vorzimmer, in den Salon — Niemand da. Es riecht nach Nässe, nach unbewohnten Räumen; durch die halbgeöffneten Läden fällt schwaches Licht herein.

Die Möbel, die Stühle, der Tisch, der Divan stehen ganz so wie am Tage seiner Abreise herum.

Die Erinnerung an jenen furchtbaren Morgen erfaßt sie auf einmal ganz.

Aus seinem Arbeitszimmer vernimmt man das Geräusch von Stimmen. Wjera geht hinein, der alte Hausverwalter beschäftigt sich mit den Fensterläden, die nicht nachgeben, weil die Schrauben verrostet sind. Die ehemalige Köchin, einen großen Bund Schlüssel in der Hand, trocknet mit der Schürze ihre Thränen. Im Halbdunkel kann Wjera nur mit Mühe noch drei Gestalten am Schreibtisch unterscheiden. In der einen erkennt sie endlich den Kreisrichter, die beiden Anderen — ein Mann und eine Frau — in Reisekleidern sind ihr gänzlich unbekannt.

Als endlich die Läden geöffnet sind, erkennt auch der Kreisrichter Wjera und geht auf sie zu.

„Hier, erlauben Sie, die Herrschaften Golubinski vorzustellen, die Verwandten unseres armen Michail Stepanowitsch. Dieser Tage erhielten sie die amtliche Nachricht, daß ihr Cousin in Wjatka an Schwindsucht gestorben ist. Gestern kamen sie zu uns in die Stadt und wandten sich an mich, daß ich sie auf das Besitzthum bringe; nach dem Gesetze gehört das Stammgut ihnen . . .“

Diesmal erwies sich die Natur erbarmungsvoll für Wjera. Als sie die entsetzliche Nachricht vernahm, verlor sie das Bewußtsein. Sie wurde von einem Nervenfieber ergriffen. Wochenlang lag sie im Delirium. Die Genesung schritt langsam fort.

Wjera kehrte allmälig zum Leben zurück und sie empfand jetzt, wie alle Reconvalescenten nach einer schweren Krankheit, im höchsten Grade die physische

Freude an der Existenz. Mit dem den Genesenden eigenen Instinct der Selbsterhaltung hielt sie jeden wichtigen, ernsten Gedanken von sich fern; alle ihre Sinne und Wünsche concentrirten sich jetzt auf kleinliche Freuden und Leiden, woran das Leben der Kranken reich ist, und diese Kleinigkeiten erhielten in ihren Augen eine seltsame, unverhältnißmäßige Bedeutung; Alles bekam für sie wieder den Reiz der Neuheit — wie für ein Kind. Sie freute sich, wenn die Bouillon gut zubereitet, und weinte, wenn ihr Kopfkissen nicht so zurecht gelegt war, wie es sein sollte. Es war geradezu ein Ereigniß im Hause, als ihr gestattet wurde, zum ersten Male wieder das Flügelchen eines Brathuhns zu essen.

Als endlich die Zeit der vollständigen Genesung herankam und das Leben wieder den gewohnten Gang annahm, kam ihr die Vergangenheit wie in einer Entfernung, wie unter einem Schleier vor.

Einmal, als sie bereits im Bette aufrecht sitzen konnte, brachte ihr der Vater Papiere, die sie unterfertigen mußte. Wjera zeichnete mit schwacher, zitternder Hand ihren Namen; in der Ahnung von etwas Schrecklichem, fragte sie sogar nicht, wozu dies nöthig sei.

Einige Wochen darauf, als sie schon völlig hergestellt war, theilten ihr erst die Eltern mit, daß Wasilzew vor seinem Tode ein Testament geschrieben habe, demzufolge er ihr einen Theil seines Vermögens vermachte.

Der Vater hielt sich aus Dankbarkeit für verpflichtet, ihr den Brief zu übergeben, den ihr Wasilzew vor seinem Tode geschrieben. „Du warst mir eine

Tochter und eine Geliebte, Wjera!" schrieb er ihr, „und jetzt, im Sterben, denke ich nur an Dich, Du wirst gleichsam eine Fortsetzung von mir sein. Mir selbst gelang es nicht, auf Erden etwas zu vollbringen. Mein Leben lang war ich ein müssiger, unnützer Träumer; ich sterbe — und meine Spuren bleiben nicht — wie das Gras auf dem Felde, wovon in den Liedern die Rede ist, abgemäht und getrocknet wird und man die Stelle, wo es wuchs, nicht mehr sieht. Du aber, meine Wjera, bist noch jung, bist kräftig. Ich weiß, ich fühle, daß Du zu etwas Hohem berufen bist. Das, wovon ich nur geträumt, wirst Du vollbringen, das, was ich nur dunkel geahnt, wirst Du erfüllen!"

Mit einer tiefen, ihr ganzes Wesen erfassenden Andacht las Wjera diese Zeilen, die geschrieben waren von der nun für die Ewigkeit erkalteten Hand. Es schien ihr, daß die Stimme aus jener Welt zu ihr spreche. Sie empfand jetzt nicht die leidenschaftliche, entrüstete Verzweiflung von ehedem; es war ihr, als hätte sich ein schwarzer Schatten über ihr ganzes Leben ausgebreitet und ihr für immer die Möglichkeit jedes persönlichen Glückes abgeschnitten.

Wjeras Krankheit hatte gleichsam auf einmal die ganze Richtung des Baranzow'schen Hauses geändert und der langweiligen Periode der Ruhe und öden Stille ein Ende bereitet. Nach der Krankheit kam eine Veränderung nach der anderen. Die erste war ein sehr angenehmes Ereigniß, ein solches, das Alle schon längst wünschten und erwarteten — Lena wurde Braut. In die Gouvernementsstadt war ein neues

Regiment verlegt worden, einer der Officiere war der Urheber dieser glücklichen Veränderung. Das junge Ehepaar mußte jedoch bald nach der Hochzeit verreisen, da das Regiment in eine ganz andere Gegend Rußlands versetzt wurde. Lisa langweilte sich jetzt noch mehr als früher, fuhr zur Schwester mit der geheimen Hoffnung, unter den Kameraden des Schwagers für sich einen Bräutigam zu finden.

Derart vertheilte und zerstreute sich die Familie Baranzow auf einmal. Die allgemeine Ruhe im alten Herrschaftshause erschien jetzt noch eintöniger als früher.

Aber dann gab es wieder ein neues, unerwartetes Ereigniß, weit entfernt ein fröhliches zu sein. Der Graf bekam eine Lähmung. Dieses Mal hat der Tod nur ans Fenster geklopft und ist vorbeigegangen, unheilbare Spuren zurücklassend. Dem Grafen wurden die Füße steif und das Gedächtniß schwach. Zum zweiten Male wurde er zum Kinde. Er lag in einem großen Voltaire-Stuhl, hatte den ganzen Tag Launen, weinte, verlangte, daß man ihn wie ein Kind zerstreue. Der Umgebung wurde seine Manie, endlose Geschichten zu erzählen, immer lästiger. Er sprach stundenlang, mit Mühe die Zunge bewegend, die Worte verdrehend, hundertmal ein und dasselbe erzählend und sich bitter gekränkt fühlend, wenn man ihm nicht zuhörte. Bloß Wjera hatte die Geduld, den kranken Alten zu pflegen und wußte seine immer mehr zusammenhangslos werdenden Reden zu verstehen. Die Stimmung der Gräfin, welche sich seit Lenas Hochzeit ein wenig erheitert hatte, fiel jetzt ganz; sie wurde ungeheuer fromm, umgab sich mit Gottesdienern,

Mönchen und Pilgerinnen, und wandte sich von allem Weltlichen ab. Wjera, die beim kranken Vater Wärterin sein mußte, konnte jetzt an eigene Thätigkeit nicht einmal denken. Sie wurde allmälig von einer ergebenen, hoffnungslosen Apathie ergriffen. Es war das Ende ihrer gegenwärtigen Lebensweise nicht abzusehen, da die Aerzte sich dahin aussprachen, daß der Graf noch zehn Jahre leben könne.

Diese Vorhersage hat sich jedoch zum Glücke nicht bewahrheitet. Drei Jahre später erschien eines schönen Tages ganz unerwartet der Tod. Der Graf schlief einmal ruhiger als gewöhnlich ein; als Wjera, über seinen anhaltenden Schlaf verwundert, den Vater wecken kam, fand sie ihn schon erkaltet.

Bei dem Leichenbegängnisse traf die Familie zum letzten Male zusammen und dann ging sie nach verschiedenen Richtungen gänzlich auseinander.

Die Gräfin berichtete ihren Töchtern, sie habe beschlossen, ins Kloster zu gehen. Der frühere Verwalter kaufte das Familiengut; beim Verkaufe blieb für jede der Töchter ein Capital von zwanzigtausend Rubeln. Die älteren Schwestern nahmen das Leben der Officiersfrauen wieder auf.

Wjera blieb jetzt allein in der Welt, vollständig Herrin ihrer selbst. Sie sann nicht lange nach und entschloß sich, nach Petersburg zu gehen und dort nach einer Thätigkeit zu suchen.

IX.

In der ersten Zeit ihres Petersburger Aufenthaltes erfuhr Wjera nichts als Enttäuschungen. Sie überzeugte sich, daß Nützlichsein viel schwieriger ist, als sie geglaubt hatte. In ihren Augen bedeutete Nützlichsein entweder persönlich an der Vernichtung des Despotismus und der Tyrannei zu arbeiten oder jene zu unterstützen, welche nach dieser Richtung arbeiten. Sie begriff nicht, daß man auch mit einfachen Mitteln nützlich sein könne. Aber an wen sich wegen Arbeit, die ihr angemessen wäre, wenden? Ihre Gespräche mit Wasilzew haben sie wenig für irgend eine Thätigkeit vorbereitet; sie trugen unveränderlich den Charakter des Abstracten, des Idealen. Dank Wasilzew hatte Wjera eine Anzahl revolutionärer Publicationen gelesen. Wasilzew selbst hatte ihr in seinen Erörterungen ein erschütterndes Bild des ganzen Elends entworfen, unter dem die Menschheit leidet, und ihr den Ursprung des Elends in der Thatsache erklärt, daß das zeitgenössiche Leben in Unterdrückung und Concurrenz bestehe, nicht aber, wie es sein sollte, in Freiheit und Einigung. Nicht bloß ein Mal hatte er die Rede auf die Märtyrer gebracht, auf alle zeitgenössischen Freiheitshelden, die ihr Leben und Glück für den Triumph der heiligen Sache opferten.

Und sie gewann diese Helden leidenschaftlich lieb und vergoß über deren Schicksal manche Thräne. Aber in keinem einzigen Gespräch war davon die Rede gewesen, was Wjera zu thun hätte, um selber jenen Helden ähnlich zu werden.

Und in den Jahren, die der Verhaftung Wasilzew's folgten, in den Jahren einsamen Nachdenkens blieb sie oft bei diesen Fragen stehen. Unaufhörlich verzehrte sie der Gedanke an die nächste Aufgabe, an den Bruch aller Verbindungen mit ihrer Familie, an das Verlassen jenes engen Kreises, in dem sie ihr Leben verbracht hatte. Ihre Unkenntniß der wirklichen Lebensbedingungen war eine so große, daß die Nihilisten in ihrer Vorstellung als eine Art regelrecht organisirter, geheimer Gesellschaft erschienen, die nach einem bestimmten Plane arbeitet und ein deutlich vorgezeichnetes Ziel zu erreichen bestrebt ist.

Deshalb zweifelte sie nicht daran, daß sie — einmal nach Petersburg, in diesen nihilistischen Herd der Agitation gerathen — unverzüglich für die große „unterirdische" Armee angeworben werden und in derselben einen bestimmten Posten, wie bescheiden er auch sein mag, bekleiden wird.

Das waren ihre Träume während all dieser Jahre.

Nun ist sie in Petersburg vollständig Herrin ihres Lebens, kann thun, was ihr beliebt. Nun und . . .? Ihr Ziel ist eben so unklar wie ehedem. Sie weiß nicht, wen aufzusuchen, ja sogar, wie die wirklichen Nihilisten zu finden. Eine große Enttäuschung bereitete ihr, zu erfahren, daß kein einziger dieser Nihilisten mir persönlich bekannt war, und daß ich sogar an den Bestand einer verbreiteten revolutionären Organisation in Petersburg nicht glaubte. Das paßte gar nicht zu ihren Combinationen. Sie hatte etwas Besseres von mir erwartet. Nichtsdestoweniger erlaubte ich mir, ihr den Rath zu geben, sie möge in Erwartung einer

besseren Beschäftigung die naturwissenschaftlichen Vorträge besuchen.

Die Frauencurse wurden gerade in Petersburg eröffnet.

Sie gehorchte mir und begann die Vorträge zu frequentiren; allein ihr Geist war nicht nach dieser Seite gerichtet. Es gelang ihr nicht, das Niveau ihrer Colleginnen zu erreichen, auf deren wissenschaftliche Interessen einzugehen. Die Mehrzahl dieser Colleginnen waren junge Mädchen; sie arbeiteten eifrig, ein bestimmtes Ziel im Auge behaltend. Sie bestrebten sich, je eher je lieber das Examen zu bestehen, damit sie Lehrerinnen werden und von ihrer eigenen Arbeit leben. Alle ihre Interessen concentrirten sich vorläufig auf das Studium und die Professoren, die Vorlesungen, praktische Berufe bildeten den ausschließlichen Inhalt ihrer Gespräche. Sie litten durchaus nicht an Weltschmerz. In Mußestunden waren sie nicht abgeneigt, sich zu versammeln, und gelegentlich, das ist, jedesmal, wenn sich Studenten einfanden, konnten sie sich nicht enthalten, zu tanzen und zu kokettiren.

Das Alles entsprach offenbar nicht der melancholischen Ueberspanntheit einer Träumerin wie Wjera. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Wjera, obgleich sie ihnen mit ihrem Geldbeutelchen beistand, sie dennoch gleichzeitig wie Kinder behandelte und sich auch fern genug von ihnen hielt.

Auch das Studium befriedigte sie nicht. „Es wird noch Zeit sein, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen," dachte sie; „man muß vorher durchsetzen, daß der wichtigste Theil der „Aufgabe" erfüllt werde." Deshalb ließ sie

mein Zureden, sie solle sich ernster mit ihrem Studium befassen, ohne Antwort.

„Ich begreife nicht,“ sagte sie mir einmal, „wie man inmitten des uns auf allen Seiten umgebenden Elends und unter dem Eindruck jener Leiden, über welche die Menschheit klagt, darin ein Vergnügen finden kann, die Augen der Fliegen unter dem Mikroskop zu betrachten; und doch hat sich unser guter Professor W. mit diesem „höheren“ Gegenstand eine ganze Stunde lang beschäftigt.“

Als ich die Ueberzeugung gewann, daß Wjera an Naturwissenschaften wenig Geschmack findet, rieth ich ihr, sich mit der politischen Oekonomie zu befassen. Das Resultat erwies sich als ein gleiches. Die landläufigen Abhandlungen über politische Oekonomie riefen in ihr Ermüdung hervor, ohne in ihrem Kopfe irgend eine Spur zurückzulassen. Indem sie ans Studium ging, war sie schon im Voraus davon überzeugt, daß das die Autoren interessirende Ziel — die Wohlfahrt der Menschheit herbeizuführen, nur dann erreicht sein wird, wenn die Menschen Alles unter sich vertheilen und es nicht mehr Unterdrückung, noch Eigenthum geben wird. Sie hielt dies für eine unbestreitbare Wahrheit, an der zu zweifeln unzulässig und für die ein Beweis überflüssig ist. Wozu sich also den Kopf zerbrechen mit allen diesen Fragen von Arbeitslohn, Procenten, Credit, und mit einer ganzen Reihe so vieler langweiliger und verworrener Dinge, deren einzige Bedeutung darin liegt, den Verstand zu verwirren und die Menschen von ihren wahren Zielen abzulenken. In unserer Zeit hat kein anständiger Mensch das Recht, sich zu fragen:

„Welches Ziel setze ich meinem persönlichen Leben?“ Er darf sich nur für die Wahl des kürzesten Weges interessiren, der zu dem vorgesteckten allgemeinen Ziel führt. Einem Russen kann dieser Zweck bloß die sociale und politische Revolution sein. Und auf diese Fragen gibt kein Lehrbuch der politischen Oekonomie eine Antwort; folglich ist es überflüssig, sie zu lesen!“

So raisonnirte Wjera mit mir. Und wie sehr es auch befremden mag — wir wurden dennoch Freunde. Unsere Zusammenkünfte wurden häufiger, und in den Gesprächen kam sehr oft persönliche Sympathie zum Vorschein. Dies erkläre ich mir durch den seltsamen Reiz, der Wjera eigen war.

Ihre Gesichtszüge waren so edel, jede ihrer Bewegungen war so anmuthig und harmonisch und es lag so viel Aufrichtigkeit und Naivetät in ihrem ganzen Gehaben, daß ich mich davon seelisch befriedigt fühlte. Mit ihr zu debattiren war unmöglich, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als zu bedauern, daß ihr Geist zu wenig entwickelt war und sie deshalb völlig gleichgiltig gegen die erhabenen Errungenschaften der zeitgenössischen Civilisation blieb.

Wjera zog mich allen ihren Bekannten vor. Allein sie konnte doch nicht begreifen, daß ich mich vollständig der Mathematik hingab. Es schien ihr, der Mathematiker sei ein Sonderling, der sich mit der Lösung von in Ziffern ausgedrückten Charaden beschäftigt. Man kann ihm diese Manie verzeihen, da sie recht harmloser Art ist, allein es ist schwer, sich einer gewissen Verachtung dieser seiner Schwäche zu enthalten.

So sah Jede von uns von der Höhe mit einer

gewissen Herablassung auf die Andere. Aber das störte unsere Freundschaft nicht.

Inzwischen verstrich die Zeit und Wjera ward immer aufgeregter und ungeduldiger, als sie sah, daß sie noch nicht einen einzigen Schritt zur Erreichung ihres vorgezeichneten Zieles gethan hatte. Ihre Gesundheit begann darunter zu leiden, daß ihr seltsamer Wunsch, „sich der Sache zu widmen“, nicht Befriedigung fand, die rosigen Farben schwanden von ihren Wangen und der Ausdruck ihrer dunkelblauen Augen wurde täglich sinnender und trauriger.

Ich entsinne mich, wie wir einmal an einem fröhlichen Wintermorgen auf dem Newski spazieren gingen. Der Himmel war klar und die Sonne ergoß überallhin ihre hellen, grellen Strahlen. Man hätte denken können, daß irgend ein Wunder uns in dieses lichtvolle Reich versetzt habe, wovon unsere Volksmärchen erzählen. Silbern glitzerte es von den Ladenscheiben, Silber glitzerte unter den Füßen und zerstob um uns herum in kleine Flitter. Es liegt so viel Erfrischendes in der reinen Winterluft, daß man mehr Lust zum Leben bekommt. Ungeachtet der breiten Trottoirs konnten wir uns nur mit Mühe fortbewegen, da wir von allen Seiten von den Passanten gestoßen wurden. Männer, Frauen, Kinder mit hellem Roth auf den Wangen, das Kinn in die Pelze versteckt, athmeten Gesundheit und Fröhlichkeit aus. „Wenn man bedenkt,“ wandte sich Wjera plötzlich an mich, „daß sich unter diesen Menschen vielleicht gerade diejenigen finden, die ich so lange suche . . . Vielleicht könnte mehr als Einer mir das sagen, was ich so vergeblich zu erfahren suche.

Weißt Du, jedesmal, wenn ich einem sympathischen Menschen begegne, bin ich bereit, ihn anzuhalten, ihm gerade ins Auge zu sehen und ihn zu fragen, ob er nicht Einer von ihnen ist."

„Nur zu, bitte, genire Dich nicht meinetwegen!" antwortete ich im ruhigsten Tone; „sieh' z. B. diesen Officier mit den glänzenden, goldenen Epauletten. Oder diesen musterhaften Advocaten, der Dich so selbstbewußt durch sein Monocle betrachtet! Wirst Du nicht bei Denen dein Herumfragen beginnen? Ihr Aeußeres verspricht viel!"

Wjera zog die Schultern empor und seufzte schwer. Gegen Ende des Winters ereignete sich etwas, das mit einem Male Wjeras Qualen ein Ende bereitete und ihr die Möglichkeit gab, zu entdecken, was sie suchte. Schon Anfangs Januar hatte sich das Gerücht verbreitet, daß an verschiedenen Orten Rußlands bedeutsame Verhaftungen vorgenommen worden seien und es der Regierung gelungen sei, eine spitzfindig ersonnene socialistische Verschwörung zu entdecken. Diese Gerüchte wurden bald bestätigt: im „Regierungsboten" war ein ämtlicher Bericht veröffentlicht, in dem den treuen Unterthanen mitgetheilt wurde, die Behörde habe es zuwege gebracht, eine ganze Corporation politischer Verbrecher in der Zahl von 75 Personen dingfest zu machen.

Nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes, dem mißlungenen Attentat Karakosow's und der Verschickung Tschernischewsky's nach Sibirien begann in Rußland eine Periode, während welcher es politisch ver-

hältnißmäßig ruhig war. Es ist richtig, auch in dieser Zeit gab es nicht wenige Verdächtige; die häufigen Verhaftungen und Verschickungen dauerten fort. Man kann in jenem Zeitabschnitte nicht eine einzige allgemeine Bewegung nachweisen. Die Epoche der systematischen Attentate hatte noch nicht begonnen. Der eigentliche Charakter der revolutionären Propaganda hatte sich wesentlich verändert, nicht ohne ausländischen Einfluß.

Früher waren Alle mit dem Gedanken an politische Reformen und die Vernichtung des Absolutismus beschäftigt; jetzt kam die socialistische Aufgabe an die Reihe. Die revolutionäre Intelligenz wurde nach und nach der festen Ueberzeugung, daß wesentliche Resultate, welche sie auch sein mögen, schwer zu erzielen sind, so lange das einfache Volk in Unwissenheit und Armuth bleiben wird.

Um irgend etwas zu erreichen, muß man mitten im Volke arbeiten, eine Annäherung mit ihm suchen, „sich vereinfachen". Die Menschen dieser Generation kann man nicht besser darstellen, als es Turgenjeff im Roman „Neuland" gethan. Zu der Zahl dieser Naiven und keineswegs verbrecherischen Propagandisten gehörten auch jene 75 Beschuldigten, die ich soeben erwähnt habe. Sie arbeiteten nicht mit Bomben und nicht mit Dynamit. Die meisten von ihnen gehörten guten Familien an und waren sich keiner anderen Schuld bewußt, als daß sie unter das Volk gingen.

Sie legten Bauernkleider an und gingen als Arbeiter in die Fabriken mit der geheimen Absicht,

inmitten der arbeitenden Classe Propaganda zu machen. Aber in den meisten Fällen beschränkte sich die Thätigkeit auf den Besuch der Schänken und Märkte, auf revolutionäre Reden und die Vertheilung der Broschüren unter die Bauern.

Die Gebräuche des Volkes und sogar dessen Sprache nicht kennend, faßten die Propagandisten ihre Mission so unpraktisch und ungeschickt an, daß sie nach den ersten Versuchen, die „Gährung unter den Arbeitern hervorzurufen", von den Fabriksbesitzern und den Schänkwirthen, nicht selten auch von den Bauern selbst der Polizei übergeben wurden.

So gering auch die praktischen Resultate waren, welche die Propagandisten erreicht hatten, so erachtete es die Regierung dennoch für nothwendig, ihnen gegenüber mit großer Strenge vorzugehen, in der Hoffnung, mit einem Male jeder weiteren Propaganda ein Ende zu machen. Es war der Befehl ergangen, Alle festzunehmen, deren man nur habhaft werden kann. Um zu den Verdächtigen zu gehören und verhaftet zu werden, genügte es, Bauernkleidung anzulegen. Die Verhafteten wurden zur Untersuchung und Verhandlung nach Petersburg geschickt. Obgleich die meisten von ihnen einander nicht kannten, klagte man sie dennoch als Theilnehmer eines und desselben Verbrechens an. So geschah es auch diesmal. Die Behörde wollte durch Klugheit und Energie und durch Strenge der Justiz verblüffen. Thatsächlich wurde die Angelegenheit nicht den Geschworenen, sondern einer besonderen, von der Regierung ernannten Commission zur Verhandlung übergeben. Es stand aber jedem An-

geklagten das Recht zu, seinen eigenen Advocaten zu haben, und der Proceß sollte bei offenen Thüren geführt werden.

Wie es schien, sah die Regierung nicht ein, daß in einem solchen Lande wie Rußland infolge seiner ungeheuren Ausdehnung und des Mangels an Preßfreiheit die politischen Processe das beste Mittel der Propaganda sind. Viele junge Leute, welche Wjeras Gesinnungen theilten, hätten im Verlauf einer Reihe von Jahren nicht die Möglichkeit gefunden, der „Sache zu dienen", wenn nicht von Zeit zu Zeit politische Processe sie darauf geführt hätten, wo die wirklichen Nihilisten zu suchen. Im Allgemeinen erwecken die Angeklagten in den verschiedensten Kreisen lebhafte Sympathie. Wenn man auch mit ihnen nicht in directem Verkehre stehen kann, da sie in den meisten Fällen hinter Riegel und Gitter sitzen, so sind ihre Beziehungen zu den Freunden und Verwandten doch völlig frei, und man beeilt sich, diesen die Sympathien zu bekunden. Zwischen den Mitfühlenden und Denjenigen, denen man das Mitgefühl bezeugt, bildet sich ein gegenseitiges Vertrauen, Einer unterstützt und richtet den Anderen auf. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nach jedem politischen Proceß sich das wiederholt, was in den russischen Sagen erzählt wird: „auf einen Riesen folgen zehn".

Auch Wjera erfuhr an sich den Einfluß der politischen Processe. Bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Gerichtsverhandlung hörte sie auf, an alles Andere zu denken. Jede Nummer des „Regierungsboten" wurde für sie ein Gegenstand des aufmerksamsten Studiums. Sie wußte nicht nur die Namen

der Angeklagten auswendig, sondern auch die der Vertheidiger, und beeilte sich, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um mit den Familien der Angeklagten Bekanntschaft zu machen. So eröffnete sich für sie das breite Feld der Thätigkeit, wovon sie geträumt: Fünfundsiebzig Familien, durch die Verhaftung ihrer Angehörigen in Elend und Verzweiflung gestürzt, bedurften ihrer Theilnahme. Sie konnte ihnen werkthätige Hilfe erweisen, konnte „der Sache dienen"; und das verschaffte ihr die Möglichkeit, urplötzlich in die Mitte derjenigen Menschen einzudringen, die ihr den Gefühlen und den Ueberzeugungen nach nahe standen. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß sie, von ihren neuen Freunden völlig in Anspruch genommen, auf einmal den Besuch der Vorlesungen und den Verkehr mit mir abbrach. Wenn sie mitunter auf einen Augenblick zu mir gelaufen kam, geschah es nur, um meine Hilfe zu begehren und den ihr so theueren Menschen einen Dienst zu erweisen. Bald mußte ich einen Sammelbogen zu Gunsten der einen oder anderen nothleidenden Familie in Umlauf setzen, bald ein ohne Aufsicht verbliebenes Kind unterbringen, bald einen der hervorragendsten Advocaten zur Uebernahme einer Vertheidigung veranlassen — mit einem Wort, Wjera scheute weder eigene, noch die Mühe Fremder.

Gegen Ende April war die Untersuchung beendet und die Gerichtssitzungen begannen. Von 6 Uhr Früh an drängte sich eine dichte Menschenmenge beim Eingang in das Gerichtsgebäude. Bloß die Besitzer von Eintrittskarten durften den Sitzungssaal betreten, die Anderen hielten sich in den Gängen auf, in der Hoffnung, so

rasch als möglich von den Vorgängen zu erfahren. Um ½9 Uhr begann der Einlaß des Publicums, und wir befanden uns plötzlich in einem großen Saal zwischen einem Spalier von Gendarmen, die uns aufmerksam ins Gesicht blickten, als wollten sie unser Recht auf Eintrittskarten controliren.

Ein flüchtiger Blick genügte, um zu erkennen, daß das Publicum aus zwei Kategorien bestand.

Die Einen kamen aus Neugierde wie zu einem seltenen Schauspiel. Das waren zum größten Theile Leute aus der guten Gesellschaft, denen es nicht schwer fiel, Eintrittskarten zu erhalten. Darunter konnte man Damen bemerken, welche die erste Jugend weit hinter sich hatten, schwarz gekleidet, wie es der gute Ton verlangt. Viele hielten Operngläser in den Händen. Offenbar befürchteten sie, das geringste Detail des Dramas könnte ihnen entgehen, das sich vor ihren Augen abspielen sollte. Ihre Neugierde war so gespannt, daß sie Alle gerne die Gewohnheit späten Aufstehens und die natürliche Scheu vor jeder Berührung mit dem Volke zum Opfer brachten. Fast alle Männer dieser Gruppe sahen wie hohe Würdenträger aus, der Eine wegen der Uniform, der Andere auch schon wegen eines Ordens. In den ersten Minuten waren Alle vor Spannung wie erstarrt. Aber bald war die feierliche Stille gebrochen. Man fand Bekannte, es wurden Begrüßungen ausgetauscht. Die Liebenswürdigkeit der Herren kam in dem Wunsche zum Ausdruck, die besten Plätze den Damen zu überlassen. Nach und nach entspannen sich Gespräche — zuerst flüsternd, dann lauter und lauter. Hätte sich das nicht am frühen Morgen zwischen kahlen Wänden

und Fenstern, auf einfachen Holzbänken zugetragen, so hätte man glauben können, daß man sich in einem Salon der guten Gesellschaft befindet.

Neben dieser Zuschauergruppe war auch eine andere. Diese bestand aus den Freunden und nächsten Verwandten der Angeklagten. Die traurigen, abgehärmten Gesichter, die alten Kleider, das trübe, schwere Schweigen, die Blicke, die sich voll Schreck auf die Thür richteten, in der die Angeklagten erscheinen sollten — Alles in ihnen verräth bittere Wirklichkeit, die Vorahnung eines schrecklichen Ausganges.

Punkt zehn Uhr hört man den gewohnten Ruf: „Der Gerichtshof kommt!" In den Saal treten zwölf Senatoren, alle greise Männer, die mehr Orden an der Brust als Haare auf dem Kopfe hatten; unter ihnen konnte man jede Kategorie russischen hohen Ranges wahrnehmen. Neben dem aufgeblasenen, selbstbewußten, mit seiner Carrière noch nicht fertigen Staatsbeamten fällt auch ein hinfälliger Greis mit herabhängender Lippe und halberloschenem Blick auf. Sie ließen sich, ohne sich zu beeilen, mit einer gewissen Feierlichkeit auf die Fauteuils nieder.

Da öffnet sich die zweite Seitenthür und diesmal treten, von Gendarmen geleitet, die fünfundsiebzig Angeklagten in den Gerichtssaal. Diese Verbrecher haben ein seltsames Aussehen. Die abgezehrten Gesichter stehen zu ihrer Jugend in grellem Contrast. Der Aelteste ist noch nicht dreißig Jahre alt, der Jüngste ist kaum achtzehn geworden. Alle haben etwas bessere Kleidung angelegt, Alle sehen gewissermaßen feierlich aus. Es gibt unter ihnen auch hübsche, junge

Mädchen; die Aufregung, die sich ihrer bemächtigt hat, verleiht ihren Augen einen fieberhaften Glanz und bedeckt ihre Wangen mit krankhaften Farben. Lange Monate hatten diese jungen Leute in vollständiger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt verbracht und nun ist es ihnen beschieden, ihren Nächsten zu begegnen, die sie in der anwesenden bunten Menge erkennen. Eine nicht zu beherrschende, beinahe kindische Freude drückt sich auf ihren Gesichtern aus. Sie vergessen augenscheinlich die furchtbar erregten, herankommenden Minuten: das bevorstehende Urtheil, das Urtheil, das sie auf viele, viele Jahre hinaus jedes Lebensgenusses berauben wird. In diesem Augenblicke vergessen sie Alles. Sie sehen voll Freude und Fröhlichkeit bloß die Ihren. Ungeachtet des Einspruches der Gendarmen gelang es Vielen, die ihnen entgegengestreckten Hände zu drücken und einige Worte zu wechseln. Die Freunde und Verwandten können sich nicht beherrschen, als sie sie erblicken — sie stürzen sich zu den Schranken mit freudigen Begrüßungen. Ich bin überzeugt, Niemand von Denen, die im Gerichtssaal sich befanden, wird diese Augenblicke je vergessen können. Selbst die Herrschaften aus den höheren Kreisen, die längst die Fähigkeit einer starken Empfindung verloren haben, werden von der allgemeinen Stimmung ergriffen. Für einen Moment schenken sie ihre Sympathien den Angeklagten. Später aber, wenn sie nach Hause zurückgekehrt sind und die Zeit ihre Nerven beruhigt hat, erröthen sie mehr als einmal bei dem Gedanken an ihre Schwäche. Aber jetzt können auch sie sich nicht beherrschen, und viele von diesen ehrenwerthen Damen schwenken bei dem Anblick dieser schreck-

lichen Nihilisten die Taschentücher. Allein all das währt nur einen Moment; es gelingt den Gendarmen bald, die Ordnung wieder herzustellen und die Angeklagten an ihre Plätze zurückzuführen.

* * *

Die Verhandlung ist in vollem Gange. Der Staatsanwalt hält die Anklagerede. Ungeachtet der Wichtigkeit der darin vorgeführten Thatsachen überhören die Angeklagten seine Rhetorik. Sie blicken einander an und Jeder sucht seiner Stimmung, wenn nicht durch Worte, so durch Zeichen Ausdruck zu geben. Wie groß auch ihr bisher erlebtes Leid gewesen sein mag, wie schrecklich das sie erwartende Schicksal werden dürfte, im Augenblicke waren sie ganz glücklich, wie wenn der Sieg schon auf ihrer Seite wäre.

Der Staatsanwalt war ein junger Mensch, der rasch Carrière machen wollte. Seine Beredsamkeit war daher sehr groß. Mehr als zwei Stunden lang entwirft er vor den Richtern ein düsteres Bild von der revolutionären Bewegung in Rußland. Er theilt die Angeklagten in Gruppen und findet in jeder die Möglichkeit, neue Unterabtheilungen zu bilden, und das Alles thut er mit derselben Kühnheit und Schnelligkeit, mit der der Botaniker die Pflanzen seines Herbariums nach Art und Gattung bestimmt. Gegen jede Kategorie erhebt er eine besondere Anklage, aber die giftigen Pfeile seiner Beredsamkeit sind fast ausschließlich gegen fünf Angeklagte gerichtet. Von diesen fünf waren zwei — Frauen. — Die Eine ist ein ganz junges Mädchen mit einem bleichen, länglichen Gesicht und träumerischen, blau-

grauen Augen; das ist die Tochter eines hochstehenden Beamten, die Kameraden nennen sie „die Heilige". Die Andere ist älter, kräftiger, augenscheinlich gröberer Natur; ihr breites, flaches Gesicht ist nicht schön und trägt den Stempel des Fanatismus und des Eigensinns.

Von den Männern ist Einer ein Arbeiter mit intelligentem Aeußern, der Andere ein Schullehrer mit allen Anzeichen der galoppirenden Schwindsucht, der Dritte ein Student der Medicin jüdischer Herkunft, Pawlenkow. Dieser ruft den Haß und die Entrüstung des Staatsanwaltes in besonderem Maße hervor.

Wenn die Rede auf Pawlenkow kommt, kann der Staatsanwalt seinen Zorn nicht zurückhalten: er schildert ihn als einen leibhaftigen Mephisto. Alle übrigen Angeklagten, behauptet er ferner, sind unzweifelhaft ein sehr schädliches Volk. Die Gesellschaft hat die Pflicht, sie im Interesse der eigenen Sicherheit zu beseitigen, allein hier muß man doch mildernde Umstände gelten lassen. Wie unsinnig die propagirten Theorien sein mögen, so glauben jene doch an sie; aber bei Pawlenkow kann man das nicht sagen.

Ihm ist die revolutionäre Propaganda nur ein Mittel, sich selbst zu erheben und die Anderen in den Schmutz zu versenken. Die Natur hat ihn mit einem außergewöhnlichen Verstand bedacht, er aber benützte diese kostbare Gabe nur dazu, sich und die Anderen in den Abgrund zu stürzen. Nach dem Beispiele seiner französischen Collegen schildert der Staatsanwalt Pawlenkow's Lebensgang von der frühesten Jugend an. Er schildert uns den Angeklagten als einen ehrgeizigen Burschen, der bei armen Eltern aufwuchs, die keine

Achtung verdienten. Diesen waren, behauptet er, alle moralischen Principien fremd. Und da sie selbst keine hatten, konnten sie dieselben den Kindern auch nicht einprägen, um ihre lasterhaften Instincte zu bekämpfen. Ein reicher jüdischer Kaufmann, von der Intelligenz des jungen Samuel verblüfft, bringt ihn in eine Schule; Samuel lernt fleißig und erfolgreich, aber das Lernen entwickelt in ihm nicht die moralischen Gefühle. Er bekommt das Maturitätszeugniß und tritt in die Medicinische Akademie ein. Das war offenbar für den armen jüdischen Jungen, dessen Brüder und Schwestern noch immer in Lumpen und barfüßig auf der Straße umherliefen, ein unerwarteter Erfolg. Aber statt Gott und seinem Wohlthäter zu danken, begünstigt und entwickelt Pawlenkow jenes böse Gefühl, welches die Armuth und Erniedrigung der Kindheit in ihm hervorgerufen hatten. Ihn ergreift nach und nach ein unbezähmbarer Haß gegen Alles und Alle, die höher als er stehen; er gebraucht seinen Verstand und seine Fähigkeiten dazu, um Einfluß auf diejenigen seiner Collegen zu erlangen, die besseren Familien angehörten, als er. In seiner Seele pflegt er den Gedanken, wie sie für seine verbrecherische Gesinnung zu gewinnen wären.

Und in diesem Sinne spricht der Staatsanwalt ununterbrochen. Er schließt seine Rede mit der Bitte, das Gericht möge bei Pawlenkow die volle Strenge des Gesetzes walten lassen. Mit einem solchen Verbrecher, wie er es ist, hat man kein Erbarmen.

Während der Staatsanwalt gegen Pawlenkow loszog, verfolgte ich aufmerksam das Gesicht des An-

geklagten. In einem gewissen Sinne war sein Aeußeres interessanter als das aller Anderen. Er schien an Jahren und Erfahrungen älter. Auf seinem Gesichte konnte man keine Spur von jener kindlichen Naivetät finden, welche die Gesichter der übrigen Angeklagten zeigten. Er war brünett, hatte scharfe jüdische Züge. Seine Augen frappirten durch Klugheit und Schönheit, aber ein bitteres, sarkastisches und zugleich sinnliches Lachen entstellte seinen Mund.

Seine rothen, dicken Lippen fielen durch ihren Contrast mit dem oberen Theil des Gesichtes unangenehm auf, welches den Eindruck des Feinen hervorrief. Das Zucken der Gesichtsmuskeln und die raschen Handbewegungen zeugten von Pawlenkow's Nervosität. Er war der einzige unter allen Angeklagten, der bei dem Anblick der Genossen nicht die geringste Freude bekundete; auch begegnete er beim Eintritt keinem einzigen thränenfeuchten Blick. Pawlenkow folgte aufmerksam jedem Worte des Staatsanwaltes und machte von Zeit zu Zeit auf einem Streifchen Papier Notizen. Keine einzige zornige Aeußerung machte ihn außer sich gerathen. Und würden sich nicht auf seinem Gesichte die nervösen Zuckungen gezeigt haben, so hätte man ihn leicht für einen gleichgiltigen, wenn auch aufmerksamen Zuschauer halten können, der an dem Ausgang der Angelegenheit persönlich nicht betheiligt ist.

Der Rede des Staatsanwaltes folgte eine einundeinhalbstündige Pause. Die Zuschauer und die Angeklagten verließen den Gerichtssaal. Die Senatoren und Advocaten eilten zum Frühstück und das Publicum begab sich in die nächsten Restaurants.

Die Sitzung wird wieder eröffnet und nun treten die Advocaten an. Es ist keine leichte Sache, in einem politischen Proceß Vertheidiger zu sein. In der That, ein solcher Proceß ist ein vorzügliches Mittel, hervorzutreten und sich einen Namen zu machen; dagegen braucht der Advocat in seiner Rede bloß eine Spur von Feuer oder eine Ueberzeugung an den Tag zu legen, und er fällt sofort der Kategorie der Verdächtigen anheim. Viele erinnern sich noch, daß auf eine beredte Vertheidigung einmal die administrative Verschickung folgte.

Indeß kann man zur Ehre des Advocatenstandes sagen, daß sich in seiner Mitte stets Männer fanden, die hochherzig genug waren, sich den Angeklagten zur Verfügung zu stellen, und sogar ohne jede Aussicht auf Entlohnung. Auch in diesem Falle war es so; auch diesmal fanden sich Leute, die gern die undankbare und verantwortungsvolle Rolle des Vertheidigers übernahmen. Es fiel ihnen nicht ein, ihre Clienten zu entschuldigen und deren Theilnahme an der revolutionären Bewegung zu leugnen. Sie begnügten sich damit, die Motive ihrer Handlungen ins vortheihafteste Licht zu stellen; sie entwickelten kühne Theorien und erlaubten sich nicht selten Ausdrücke, die in jedem anderen Proceß — politische ausgenommen — nicht denkbar wären.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes versuchte es öfter, dergleichen hintanzuhalten. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Gleich darauf nahmen sie ihre frühere Redeweise wieder auf und sprachen nur noch kühnere und entschiedenere Gedanken aus.

Die Sympathien des Publicums für die Ange-

klagten wuchsen stetig. Die Mitglieder der guten Gesellschaft, welche die Neugierde in den Gerichtssaal getrieben hatte, hörten bestürzt Dinge an, an die zu denken sie bislang auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit gefunden hatten: ihr Geist war nach dieser Richtung eben wenig geübt. Gerade so wie Wjera den Socialismus für das einzige Mittel zur Lösung aller Fragen hielt, glaubten Jene nach dem Hörensagen, daß alle Ideen der Nihilisten in gewissem Sinne Wahnsinn wären. Sie lernten die beredt erörterten Ideen kennen und sahen, daß diese schrecklichen Nihilisten lange nicht jene Wunderthiere waren, welche ihnen ihre Phantasie oder Vorstellung malte, sondern daß es unglückliche, sich völlig verleugnende junge Leute sind; es ist also nicht zu verwundern, daß sich vor den Augen Jener eine neue Welt entfaltete und sie nicht mehr wußten, welche Gefühle für die Angeklagten zu hegen. Von dem früheren mißtrauischen und sarkastischen Verhalten war keine Spur mehr; die Sympathien für sie steigerten sich sogar allmälig und schienen in Enthusiasmus übergehen zu wollen. Bloß die Richter bekundeten auch weiterhin ihren gewohnten Gleichmuth. Die redegewandten Advocaten rührten sie wenig; sie hatten im Vorhinein ihre Instructionen erhalten und man konnte sogar ihr Urtheil vorhersagen. Man konnte ihnen bloß von Zeit zu Zeit Zeichen von Müdigkeit und Apathie ansehen.

„Wann wird das Alles ein Ende nehmen?“ schienen ihre Lippen zu lispeln.

Der Abend bricht an, der Vorsitzende schließt die Sitzung. Am nächsten Tag werden die Debatten bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Und so geht es Tag für Tag ein ganze Woche lang. Das Interesse des Publicums nimmt nicht ab, sondern wächst sogar zusehends.

Zu den glänzendsten Vertheidigungsreden muß Pawlenkow's Rede gezählt werden. Es ist wahr, auch ihm war ein Advocat nicht verwehrt worden, aber Pawlenkow entschied sich, auch von dem Recht der Selbstvertheidigung Gebrauch zu machen. In technischer Hinsicht war seine Rede unvergleichlich schlechter, als die vorher gehaltenen. Was ihr aber eine besondere Kraft und Bedeutung verlieh, das war ihre Einfachheit und das Unkünstlerische. Er schloß sie mit den folgenden Worten:

„Der Herr Staatsanwalt hat Ihnen gesagt, ich sei ein armer Betteljude, und er hat Ihnen die Wahrheit gesagt; allein gerade deshalb, weil ich die Armuth kenne und den Reihen der verachteten Nation entstamme, fühle ich mit allen denen mit, welche leiden und kämpfen. Als ich sah, daß es mir unmöglich war, mit gewöhnlichen Mitteln zu handeln, beschloß ich, zum Aeußersten Zuflucht zu nehmen, ohne erst darüber nachzudenken, ob es gesetzmäßig oder gesetzwidrig ist. Der Herr Staatsanwalt sagte Ihnen, wegen meiner Armuth sei ich auch strenger als die Anderen zu bestrafen — meinethalben, möge man Alles mit mir machen, was er will. Ich werde nicht um Ihr Mitleid bitten, da ich jenem Volke angehöre, welches gewohnt ist, zu leiden und zu dulden."

Nach Schluß der Debatten entfernten sich die Richter behufs Fällung des Urtheils, das Publicum verblieb im Saale. Nach zwei Stunden kehrten

jene auf ihre Plätze zurück und der Vorsitzende begann leise und feierlich mit der Verlesung des Urtheils. Das währte ungefähr eine Stunde. Die Mehrheit der Angeklagten wurde zur Verschickung nach Sibirien oder in ein entlegenes Gouvernement verurtheilt, bloß die fünf erwähnten Angeklagten zu Zwangsarbeit von 5 bis zu 20 Jahren. Wie zu erwarten war, wurde Pawlenkow mit einem größeren Strafausmaß bedacht.

In den Regierungskreisen wurde dieses Urtheil einstimmig als nachsichtig bezeichnet; Alle hatten eine strengere Lösung erwartet.

Aber das im Saale versammelte Publicum dachte nicht so; es empfand diesen Urtheilsspruch als einen schweren, betäubenden Schlag. Eine Woche lang hatte es das Leben der Angeklagten mitgelebt, jeden von ihnen persönlich kennen gelernt und war in die verborgensten Winkel der Vergangenheit eines jeden eingedrungen. Es war daher schwer, ihrem Schicksal gegenüber gleichgiltig zu bleiben; es war schwer, jenen Standpunkt einzunehmen, auf den sich so oft der Leser stellt, wenn er erfährt, daß irgend ein unabwendbares Unglück über eine ihm unbekannte Person hereinbricht.

Nach Schluß der Verlesung herrschte im Saale Todtenstille, nur hie und da von Schluchzen unterbrochen.

Meine Blicke richteten sich unwillkürlich auf Wjera. Sie stand und hielt sich an den Schranken fest, war weiß wie Leinwand, ihre weit aufgerissenen Augen hatten jenen verwunderten, fast ekstatischen Ausdruck, den man auf den Gesichtern von Märtyrern beobachtet.

Die Menge gieng langsam und stumm auseinander.

Draußen begann der Frühling. Von den Dächern rann Wasser herab und floß in raschen Bächen die Trottoirs entlang. Reine, frische Luft drang in die Brust. Alle Erlebnisse der letzten Tage schienen nichts als ein Alpdruck gewesen zu sein, und es hielt schwer, an die Wirklichkeit alles Geschehenen zu glauben. Wie im Nebel erschienen die Gesichtscontouren jener zwölf ohnmächtigen Greise, die längst alle Freuden des Lebens genossen und nun voll Ruhe und Befriedigung das Urtheil gesprochen hatten, welches das Korn des Glückes und der Freude von fünfundsiebzig menschlichen Wesen abgemäht hat. Das konnte Jedem nur als bittere Ironie erscheinen.

X.

Es verstrichen einige Wochen. Wjera zeigte sich nicht und ließ nichts von sich hören. Ich nahm mir vor, sie zu besuchen, aber ich kam nicht mehr dazu.

Es war gegen Ende Mai, ich hatte zu Mittag Gäste, und wir erhoben uns eben von der Tafel, als plötzlich die Salonthür aufgieng und Wjera eintrat. Aber, mein Gott, wie sie sich verändert hat! So schrie ich auf. Den ganzen Winter hatte sie ein schwarzes unförmiges Sommerkleid getragen — eine Nonnenkutte, wie ich ihr Costüm scherzweise benannte — und heute erscheint sie plötzlich in einem lichtblauen, modernen Sommerkleid, um die Taille einen silbernen kaukasischen

Gürtel. Die Toilette kleidete sie wunderschön und Wjera schien um sechs Jahre jünger. Aber nicht am Kleide lag es: Wjeras Aussehen war strahlend, triumphirend, auf den Wangen spielte ein Roth, die dunkelblauen Augen leuchteten wie wenn sie Funken sprühten. Ich wußte ja, daß Wjera hübsch ist; daß sie aber solch eine Schönheit sei, hatte ich bis nun nicht geahnt.

Die meisten meiner Gäste sahen sie zum ersten Male. Wjeras Eintritt in den Salon rief thatsächlich Sensation hervor. Nicht die Herren allein, auch die Damen waren von ihrer Schönheit verblüfft und kaum hatte sie Platz genommen, wurde sie auch schon umringt.

Wenn es früher geschah, daß Wjera mich unerwartet besuchte und bei mir einen Fremden antraf, zog sie sich sofort in einen Winkel zurück und man konnte kein Wort aus ihr herausbringen. Von Natur aus scheu, ging sie instinctiv jedem neuen Menschen aus dem Wege, insbesondere wenn sie muthmaßte, daß sie bei ihm nicht Sympathien für ihre Ideen begegnen werde. Heute aber war es ganz anders. Wjera befand sich in leutseliger, verliebter Stimmung, sie war gegen Jedermann entgegenkommend und liebenswürdig. Eine große Freude schien in ihr zu sprudeln und sie so zu erfüllen, daß sie sich von selbst auf die ganze Umgebung ergoß.

Früher war Wjera nichts unangenehmer als Complimente, heute aber hörte sie sie ruhig mit einer gewissen hochmüthigen Grazie an und erwiderte so treffend, daß ich sie verwundert ansah. Woher kommt

das Alles zu ihr! Weltlich sein und Scharfsinn und Koketterie! Man glaubt an eine Nihilistin durch und durch, und da ist sie eine Dame von Welt!

Dieses ungewöhnliche Schauspiel währte jedoch nicht lange. Die lebhafte Wjera hörte sozusagen plötzlich auf. Ihre Gesprächigkeit verschwand, in ihren Augen zeigte sich ein Ausdruck von Langeweile und Verachtung.

„Werden Deine Gäste bald fortgehen? Ich muß mit Dir über etwas Ernstes sprechen!“ flüsterte sie mir ins Ohr.

Glücklicherweise begannen die Gäste sich zu entfernen.

„Was hast Du, Wjera? Ich erkenne Dich nicht!“ fragte ich sie, so wie wir allein blieben.

Statt jeder Antwort zeigte mir Wjera den vierten Finger ihrer linken Hand, auf dem ich erst jetzt zu meinem größten Erstaunen einen glatten Goldreif bemerkte.

„Wjera, Du heiratest?“ rief ich verwundert.

„Schon geheiratet! Heute um ein Uhr Mittags war meine Trauung.“

„Wjera, aber wie denn das? Wo ist denn Dein Mann?“ fragte ich verwirrt.

Wjeras Gesicht leuchtete auf. Ein seliges, entzücktes Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Mein Mann ist in der Festung. Ich habe Pawlenkow geheiratet!“

„Was — Du? Du hast ihn doch vorher gar nicht gekannt! Wo konntet Ihr Euch denn kennen lernen?“

„Wir haben uns auch gar nicht kennen gelernt. Ich habe ihn von Weitem während des Processes gesehen und heute eine Viertelstunde vor der Hochzeit haben wir zum ersten Male einige Worte gewechselt.“

„Ja, aber wie, Wjera? Was heißt denn das?“ fragte ich, nicht begreifend. „Hast Du Dich auf den ersten Blick in ihn verliebt, wie Julie in ‚Romeo‘? Doch nicht damals als der Staatsanwalt ihn beschimpfte?“

„Sprich keinen Unsinn!“ unterbrach mich Wjera streng. „Von Verlieben ist hier weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Rede. Ich habe ihn einfach geheiratet, weil ich ihn heiraten mußte, weil es das einzige Mittel war, ihn zu retten!“

Ich schwieg und blickte Wjera fragend an.

Sie setzte sich in die Divanecke und begann zu erzählen ... ohne sich zu beeilen und aufzuregen, als ob von ganz einfachen und alltäglichen Dingen die Rede wäre.

„Siehst Du, nach dem Proceß hatte ich lange Unterredungen mit den Advocaten. Sie waren alle der Meinung, daß die Sache der übrigen Angeklagten, Pawlenkow ausgenommen, gar nicht schlecht stünden. Der Schullehrer stirbt selbstverständlich nach zwei oder drei Monaten, aber er hätte in jedem Falle nicht lange gelebt, da er eine böse Schwindsucht hat. Alle Anderen werden allerdings nach Sibirien geschickt. Man darf hoffen, daß Jeder nach Ablauf der Verbannungszeit nach Rußland zurückkehren und ‚die Sache‘ wieder aufnehmen werde. Nicht das hatte Pawlenkow zu erwarten.

„Ihm wäre es wirklich schlecht ergangen, so schlecht, daß es beinahe besser gewesen wäre, wenn man ihn zum Erschießen oder Erhängen verurtheilt hätte. Wenigstens hat dann Alles auf einmal ein Ende. So aber quäle sich Einer ganze zwanzig Jahre in der Zwangsarbeit!“

„Ach, Wjera, wie viele sind schon zur Zwangsarbeit verurtheilt worden!“ bemerkte ich zaghaft.

„Ja, siehst Du, es gibt verschiedenartige Zwangsarbeit. Wäre er ein einfacher und nicht ein politischer Verbrecher, so hätte sich der Staatsanwalt nicht bemüht, ihn so herrlich zu schildern — so aber ist es etwas Anderes! Man hätte ihn nach Sibirien verschickt, und das wäre nur die Hälfte des Unglückes gewesen. In Sibirien leben ja auch Menschen! Ja, und ‚Politische‘ gibt es jetzt dort so viele, daß sie gewissermaßen eine Macht sind; die Behörde muß oft mit ihr rechnen. Wenn man jetzt Jemand nach Sibirien schickt, so kränkt ihn das beinahe nicht; obgleich das Leben dort schwer ist, weiß er doch zum Mindesten, daß er dann und wann mit seinen Brüdern, Gesinnungsgenossen zusammentreffen wird. Man ist doch nicht völlig losgerissen; die Hoffnung verläßt Einen nicht. Ist Einem in Sibirien sehr traurig zu Muthe, so kann er, wenn er Glück hat, sich auch flüchten; es haben sich ja nicht Wenige aus Sibirien geflüchtet. Die Regierung besitzt Schreckmittel, die schlimmer sind als die Verbannung. Für politische Verbrecher höchster Kategorie, für die gefährlichsten, existirt das Alekſiewski-Ravelin in der Peter-Paul-Festung. Denjenigen, mit dem die Regierung kurzen Proceß machen will, schickt sie zur

Erfüllung der Zwangsarbeit nicht nach Sibirien, sondern in jene teuflische Höhle. Sie befindet sich in Petersburg selbst, sozusagen unter den Augen der obersten Behörde. Von Milde und Nachsicht ist da nicht die Rede: das Zellensystem in seiner ganzen Strenge. Wer einmal da hinein geräth, ist ganz wie lebendig begraben; weder trifft er mit den anderen Gefangenen zusammen, noch erhält er Briefe von den Kameraden, noch ist es ihm gestattet, über sich selbst Nachricht zu geben. Der Mensch ist aus der Liste der Lebenden gestrichen — und das ist Alles. Unsere Regierung macht natürlich nicht viel Umstände, aber es ist ihr doch peinlich, oft Todesurtheile auszufertigen, und sie schämt sich — ‚was wird man im Ausland sagen?‘ So hat man dieses Alexiewski-Ravelin ausgedacht. Es klingt besser als ‚Strang‘, das Resultat ist dasselbe.

„So viele politische Verbrecher man bereits dorthin gebracht, hat man doch noch nicht gehört, daß wenigstens Einer herausgekommen wäre. Gewöhnlich vergehen einige Monate, höchstens ein, zwei Jahre, und die Verwandten werden davon benachrichtigt, daß Dieser oder Jener ‚glücklich‘ gestorben ist oder den Verstand verloren oder seinem Leben selbst ein Ende gemacht hat. Man sagt, daß es noch Keiner länger als drei Jahre im Alexiewski-Ravelin ausgehalten habe. Und Pawlenkow sollte in diese verfluchte Höhle gerathen!“

Wjera wurde vor Aufregung ganz blaß. Ihre Stimme zitterte und an den langen Wimpern hingen Thränen.

„Aber wie vermochtest Du nur ihn zu retten?“ fragte ich ungeduldig.

„Warte, Du wirst es gleich erfahren,“ erwiderte Wjera, ruhiger werdend. „Als ich vernahm, welches Schicksal Pawlenkow bevorstehe, that es mir um ihn so leid, daß ich es gar nicht sagen kann; ob Tag, ob Nacht, er ging mir nicht aus dem Sinn. Ich gehe zu seinem Advocaten, frage ihn: ‚Ist es denn wirklich unmöglich, etwas zu ersinnen?‘ — ‚Nichts‘, sagte der Advocat. ‚Wäre er verheiratet, dann wäre es etwas Anderes, dann gäbe es noch eine Hoffnung! Nach unserem Gesetz steht der Frau, wenn sie will, das Recht zu, ihrem Mann in die Zwangsarbeit zu folgen. Hätte also Pawlenkow eine Frau, so könnte sie ein Gesuch an den Kaiser richten, worin sie den Wunsch ausspricht, Pawlenkow nach Sibirien zu folgen, und der Kaiser würde sich vielleicht erbarmen, und ihr nicht das Recht verweigern; allein zum Unglück ist Pawlenkow Junggeselle . . .‘

„Du begreifst,“ fuhr Wjera, wieder in den ruhigen Gesprächston verfallend, fort, „als ich diese Worte hörte, wurde es mir augenblicklich klar, was nun zu geschehen hat. Ich muß den Kaiser um Erlaubniß bitten, daß ich Pawlenkow heirate.“

„Aber Wjera,“ rief ich, „dachtest Du wirklich nicht daran, was ein solcher Schritt für Dich selbst bedeutet? Du weißt doch nicht, was für ein Mensch Pawlenkow ist und ob er eines solchen Opfers würdig ist . . .“

Wjera sah mich mit einem strengen, verwunderten Blick an.

„Sagst Du das im Ernst?“ fragte sie. „Kannst Du wahrhaftig nicht selber begreifen, daß auch ich,

hätte ich nicht Alles, buchstäblich Alles gethan, was in meiner Macht stand, zur Mitschuldigen an seinem Verderben geworden wäre. Sag' mir auf Gewissen — wäre es denkbar, daß Du nicht auch dasselbe gethan hättest, wenn Du nicht verheiratet wärest?"

„Nein, Wjera, wahrhaftig, ich glaube nicht, daß ich mich dazu entschlossen hätte!" erwiderte ich offenherzig.

Wjera sah mich scharf an.

„Dann bedauere ich Dich!" gab sie mir zur Antwort und fuhr fort:

„Mir war es in jedem Fall klar, daß es meine Pflicht sei, ihn zu heiraten. Aber wie die Bewilligung hiezu erlangen? Das war die Frage. Als ich dem Advocaten meinen Entschluß mittheilte, rief er im ersten Augenblick aus, daß daran nicht zu denken sei, man werde das nie gestatten. Und ich selbst wußte nicht, wie die Sache anzufassen, aber plötzlich fiel es mir ein, daß es einen Menschen gibt, der mir helfen kann. Hast Du vom Grafen Ralow gehört?"

„Wer hätte von dem gewesenen Minister nicht gehört? Man sagt, er sei auch jetzt, obgleich er den Staatsgeschäften ferne steht, noch immer eine dem Kaiser nahestehende Persönlichkeit. Aber welcher Zusammenhang kann zwischen Dir und ihm bestehen?"

„Er ist, siehst Du, mit uns entfernt verwandt, aber das ist wenig. Die Hauptsache: Er war einmal in meine Mutter verliebt, ja, ich glaube sogar, nicht im Scherz ... und er hat mich als Kind oft auf den Armen gehalten und mir Bonbons gebracht. Es versteht sich, daß es mir nicht einfiel, ihn an meine

Existenz zu erinnern. Was habe ich bei solchen Leuten, wie er ist, zu suchen! Und jetzt fiel mir ein, daß er mir nützlich sein könnte. Ich schrieb ihm auch einen Brief und bat um eine Audienz. Er erwiderte unverzüglich und bestimmte mir die Stunde, wann ich erscheinen kann."

„Nun, Wjera, erzähle rascher, wie ist die Sache bei Euch weiter gegangen?" fragte ich neugierig. „Je nun, ich kann mir vorstellen, Du hast den Alten verblüfft; er war sehr erfreut von seinem früheren Liebling!" Ich erinnerte mich an Alles, was ich über den alten Grafen gehört hatte, daß er jetzt sehr fromm geworden ist und die Tage mit Fasten und Beten verbringt. „Wunderlich mußte sein Zusammentreffen mit Wjera gewesen sein!" Und bei diesem Gedanken lachte ich unwillkürlich auf.

„Da gibt es nichts zu lachen, es ist nichts Lächerliches dabei," sagte Wjera in beleidigtem Ton. „Hör' doch nur, welch kluger Kopf ich mitunter bin, welche glänzende Gedanken mir in den Sinn kamen," fuhr sie heiter fort. „Du stellst Dir vielleicht vor, ich bitte, daß ich bei ihm als Nihilistin vorsprach! Keine Idee! Ich weiß doch, daß alle diese alten Sünder, obgleich sie an der Neige ihres Lebens fasten, hübsche Gesichtchen zum Sterben lieben. Wie sie ein hübsches Lärvchen erblicken, schauen sie gleich auf, werden gerührt und können ihm gar nichts verweigern. Und da habe ich mich schön geputzt und bin zu ihm hingegangen. Für diese besondere Gelegenheit habe ich ja dieses Kleid bestellt, — Wjera zeigte mit Befriedigung auf ihr Kleid — und was für ein bescheidenes Wesen

ich annahm: man hätte denken mögen, ich könne kein Wässerchen trüben. Der Graf hatte mir das Erscheinen auf neun Uhr Morgens festgesetzt. Ich kam dahin. Na, ich sage Dir, wie diese Vornehmen aber wohnen! Asketen, Büßer, welche sich von ihren Sünden freimachen wollen, sollten nicht in solchen Palästen wohnen! Beim Eingang kam mir ein Schweizer mit einem Befehlshaberstab entgegen, so schrecklich anzusehen, selber einem großen Herrn ähnlich. Anfangs wollte er mich nicht einlassen; ich zeigte ihm den Brief des Grafen; da schlug er auf die Kupferplatte an der Wand; in demselben Augenblick kam wie unter der Erde hervor ein Haiduk, hoch gewachsen, ganz mit Tressen bedeckt, und geleitete mich über die mit Gewächsen geschmückte Marmorstiege hinan; oben begegnete uns ein anderer Haiduk, gleichfalls groß gewachsen, führte mich durch einige Salons und übergab mich der Hand des neuen Lakaien in Livrée. Man führte mich und führte mich, von einem Saal in den anderen. Ueber glänzende, aus verschiedenartigen Holzarten zusammengesetzte Parquetten, wie Glas blinkend und so glatt, daß man der Länge nach hinfällt, ehe man sich dessen versieht. Bemalte Plafonds, an den Wänden Spiegel in vergoldeten Rahmen, vergoldete, mit Stoff überzogene Möbel — und überall leer, keine Seele. Und der Lakai ist so gravitätisch, geht schweigend, läßt kein Wort fallen . . . Endlich führt er mich in das Arbeitszimmer des Grafen selbst; dort empfing uns der gräfliche Kammerdiener. Alle die anderen Lakaien, die mich früher geleitet hatten, waren schlanken Wuchses und trugen goldgestickte Livréen. Dieser kleine Alte war dem

Aussehen nach arm, trug einen einfachen Rock, der abgetragen schien; aber das Gesicht war klug, listig — ganz Diplomat. Er musterte mich aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, als ob er bis in die Seele eindringen wollte; dann sprach er gemächlich: Sie werden hier warten, Gnädige. Seine Erlaucht sind soeben aufgestanden und geruhen zu beten.

„Man ließ mich allein im Arbeitszimmer. Ein ungeheuer großer Raum; man kann nicht gut von dem einen Ende erschauen, was in dem anderen vorgeht. Hier sieht man weder Spiegel noch Vergoldungen; einfache Eisenmöbel, überall dunkle Portièren und Gardinen, selbst die Fenster sind zur Hälfte verhängt, so daß im Zimmer ein Halbdunkel herrscht. Ein Winkel wird ganz von einem großen Heiligenschrank eingenommen, vor welchem einige Lämpchen schimmern.

„Hier sitze und sitze ich. Die Zeit schleicht entsetzlich langsam und der Graf ist noch immer nicht da! Die Ungeduld erfaßte mich. Ich begann zu horchen. Hinter einer Portière hörte ich etwas wie unzusammenhängendes Gemurmel. Da hob ich vorsichtig das Ende der Portière — ich sehe wieder ein Zimmer, ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, einer katholischen Betnische ähnlich; überall Heiligenbilder, Crucifixe und Lämpchen; dort im Winkel steht ein schwächliches, altes Männchen, wie eine Mumie, murmelt etwas, bekreuzt sich jeden Augenblick und schlägt mit der Stirn auf den Boden; und zwei große Lakaien unterstützen ihn zu beiden Seiten, lassen ihn wie eine Drahtpuppe bald auf die Knie nieder, stellen ihn bald wieder auf

die Füße ... und einer von ihnen zählt dabei laut, um nicht zu übersehen, wie viele Verbeugungen bis zur Erde seine Erlaucht heute zu machen geruhten.

„Mir erschien der Anblick so lächerlich, daß mir die Schüchternheit verging. Sowie der Lakai bis vierzig gezählt hatte, hieß es ‚für heute genug‘ und der Graf wurde vom Heiligenschrein weggeführt. Ich fand kaum Zeit, die Portière herabzulassen und eine bescheidene Miene anzunehmen, als seine Erlaucht schon vor mir stand.

„Seine Erlaucht sah mich an und rief sofort: ‚Mein Gott, das ist ja Alina (meine Mutter hieß so), ganz der Alina aus dem Gesicht geschnitten.‘ Und die Erlaucht vergoß sogar einige Thränen. Er begann mich zu segnen, über mich das Kreuz zu machen und ich küßte ihm die Hände und bemühte mich ebenfalls, meinen Augen ein Thränchen abzupressen. Nun erinnerte sich mein Alter des Vergangenen, wurde weich, und ich bin ja keine Närrin und machte Alles in seiner Tonart; über die Angelegenheit — kein Wort. Und ich erzählte ihm fortwährend allerlei Märchen, wie sich meine Mutter stets seiner erinnere, wie sie bete und ihn in vielen Träumen sehe. Wo ich das Alles in jenen Momenten hernahm, begreife ich jetzt wirklich selbst nicht!

„Seine Erlaucht wurde ganz gerührt wie ein alter Kater, dem man hinter den Ohren kraut. Er begann mir allerlei Gutes zu versprechen, allerhand Pläne für mich zu entwerfen. Er hatte beinahe schon die Absicht, mich bei Hofe vorzustellen. Weißt Du, es gab Augenblicke, da er bereit war, mich als eigene Tochter zu

adoptiren — er hat keine Familie, die Frau und Kinder sind längst todt ... Ich merke, der günstige Augenblick ist da. Ich bin plötzlich in Thränen gebadet und sage dem Grafen: „Ich liebe einen Mann, und wenn ich ihn nicht heiraten kann, dann brauche ich nichts mehr in der Welt.‘“

„Nun, wie hat der Graf dieses Bekenntniß aufgenommen?“ fragte ich lachend.

„Zuerst verhielt er sich theilnahmsvoll; dann begann er mich zu trösten, daß ich nicht weine, versprach, sich für mich zu bemühen.

„Als er aber erfuhr, wen ich zu heiraten beabsichtige, ging die Geschichte anders; der Alte wurde wüthend und wollte von nichts wissen. Er veränderte den Ton, ging von ‚Du‘ plötzlich auf ‚Sie‘ über. Er nannte mich nicht mehr Kindchen, noch Engelchen, sondern beehrte mich mit ‚Gnädige‘. ‚Wenn es sich trifft, Gnädige,‘ sagte er, ‚daß ein anständiges Mädchen einen Unwürdigen liebt, so bleibt ihren Verwandten nur Eines übrig: Zu Gott beten, er möge ihren Verstand erleuchten ...‘

„Na, da sehe ich, die Sache steht schlecht, ich war schon ganz verzweifelt.“

Wjera brach im Erzählen plötzlich ab und stockte.

„Nun, was denn Wjera, was ist geschehen? Erzähle doch zu Ende, bitte!“ drängte ich. Wjera erröthete.

„Siehst Du, ich selbst kann mich jetzt nicht erinnern, wie Alles war und was ich ihm eigentlich sagte ... bloß ... bloß ... er begriff plötzlich,

daß ich Pawlenkow unbedingt heiraten müßte, damit die Sünde bedeckt und meine Ehre gerettet werde."

„Ach, Wjera, Du hast Dich nicht geschämt, den Alten so zu hintergehen!" rief ich vorwurfsvoll.

Wjera sah mich erstaunt an.

„Den armen Alten hintergehen!" äffte sie mir im Scherz nach. „Hat man denn wessen sich zu schämen? Laß gut sein, er schämt sich auch nicht! In seiner Stellung und bei seinem Einfluß auf den Kaiser . . . wie viel Gutes, wie viel Nutzen könnte er bringen! Und er . . .? Liegt mit der Stirn auf dem Boden . . . vielleicht wird man ihm auch im Himmel ein so warmes Plätzchen verschaffen, wie hier auf Erden.

„Und um Andere kümmert er sich wenig. Zu mir verhält er sich freundlich. Warum das? Weil mein Lärvchen nach seinem Geschmack ist; es hat ihn an seine alten Sünden erinnert, sein altes Blut in Bewegung gebracht . . . der Mühe werth, ihm dafür zu danken?! Verhält er sich zu den jungen Leuten, die man vernichtet, die in Sibirien verfaulen, etwa gut? Keine Spur! Laß nur gut sein — wie viele Urtheile hat er selbst in seinem Alter unterschrieben! . . .

„Wäre es mir eingefallen, ihn zu betrügen, wenn es möglich wäre, mit ihm menschlich zu sprechen? Aber das kann man ja nicht! Wenn ich es versucht und ihm einfach gesagt hätte: Retten Sie Pawlenkow, würde er mir geantwortet haben: ‚Mengen Sie sich nicht in seine Angelegenheit, Gnädige!' Und dann wär's aus. Wie soll man da nicht betrügen . . .!"

Wjera ging auf und ab und wurde vor Eifer ganz roth.

„Nun, fahre fort, bitte!“ drängte ich sie. „Wie war es weiter?“

„Ja, so. Anfangs wurde er schrecklich böse; schritt im Zimmer umher und begann nach Art aller alten Leute, wenn sie aufgeregt sind, für sich durch die Nase zu murmeln, aber so laut, daß ich es hören konnte: ‚Unglückliches Mädel! Sich bis zu diesem Grade zu vergessen! Aus einer so ausgezeichneten Familie! Das Mädel ist es nicht werth, daß man sich für sie bemüht, aber der Mutter wegen wird man diesen Taugenichts retten müssen. Man wird die Sünde irgendwie verdecken müssen, um nicht die ganze Familie zu beflecken . . .‘ So geht er, immer murmelnd im Zimmer herum. Und ich höre das, und mir kommt das Lachen und dabei muß man ein so zerknirschtes Gesicht machen. Ich sitze mit herabhängenden Armen, wage die Augen nicht zu erheben — mit einem Wort ‚Gretchen‘ . . . nicht anders.

„Endlich bleibt er vor mir stehen und sagt in strengem und eindringlichem Ton: ‚Setze Dich, Wjera, und schreibe sofort an den Kaiser, daß Du ihm zu Füßen fällst und ihn bittest, er möge Dir gestatten, Deinen nichtswürdigen Verführer zu heiraten. Ich übernehme es, Dein Gesuch zu überreichen und Alles so einzurichten, daß kein Gerede entsteht.‘ Ich wollte mich bei dem Alten bedanken, aber er wehrte ab: . . . ‚Ich thue das nicht für Dich, sondern für Deine Mutter!‘

„Ich setze mich hin und schreibe nach seinem Dictat, da sehe ich aber wieder ein Hinderniß entstehen. Er dictirt und erwähnt dabei mit keinem Wort Sibirien. ‚Und was ist's mit Sibirien?' frage ich. ‚Ich gehe mit meinem Mann nach Sibirien!' Mein Alter lachte auf. ‚Nun, das wird man von Dir nicht fordern,' sagte er; die Sünde wird verdeckt sein — dann lebe, wo Du willst, gleichsam als ehrbares Witfrauchen.'

„Na, bin ich aber erschrocken, als ich diese Worte hörte! Was ist zu thun? denke ich. Ich habe Angst, auf Sibirien zu bestehen, am Ende erscheint ihm das verdächtig und er beginnt zu ahnen, um was es sich handelt. Ich weiß nicht, wie mich zu verhalten. Aber plötzlich kommt es wie eine Erleuchtung. Ich sage ihm, daß ich, um Buße zu thun, meinem Mann nach Sibirien folgen und mich dadurch von der Sünde reinigen will.

„Mein Alter verstand mich nun, das war nach seinem Sinn. Er wurde sehr gerührt und sagte: er werde mich daran nicht hindern, ‚das ist Gottes Sache'. Er segnete mich, nahm ein Heiligenbildchen von der Wand und hängte es mir um den Hals."

„Nun und weiter, was geschah weiter?" fragte ich.

„Weiter hat sich Alles sozusagen schon von selbst ergeben. Ich gehe nach Hause und sage Niemandem darüber ein Wort, wo ich war. Aber es vergeht keine Woche, so kommt meine Quartierfrau ganz roth und athemlos zu mir gelaufen, überreicht mir eine Visitkarte und kann vor Aufregung kaum sprechen: ‚Ein

General ist vorgefahren, so ein nobler; er schickte einen livrirten Diener herauf, damit er frage, ob das Fräulein zu Hause sei; er muß Sie dringend sprechen. Er selbst sitzt im Wagen und wartet.‘ Ich sehe auf die Karte und da steht: Son Excellence le Prince Gelogitzky und darunter mit Bleistift hinzugeschrieben: de la part du comte Ralow. Nun, ich errieth sofort, in welcher Angelegenheit er kam.

„Ich lasse bitten!“ sage ich. Meine Hausfrau verlor ganz den Kopf: ‚Ach, mein heiliger Vater, was soll man da thun! Der General ist so heikel und bei uns ist nicht Ordnung gemacht. Und wie zum Unglück kochen wir für heute Mittag Krautsuppe; im ganzen Hause ist ein Krautgeruch, daß Gott erbarme.‘ — „Nun, thut nichts!“ sage ich, der General wird eben wissen, daß wir Krautsuppe essen. Bitte ihn nur herein ... ganz einerlei.

„Da höre ich schon den General die Treppe heraufkommen und sie ist bei uns so dunkel umd schmal, und auch so altersschwach, daß sie unter ihm ächzt; der Säbel bleibt an dem Geländer hängen. Einige Kinderchen aus dem Hause springen herbei, trauen sich aber nicht näher zu treten, sie bleiben stehen, das eine den Finger in den Mund, das andere in die Nase steckend, und starren ihn wie ein wildes Thier an.

„Der General tritt ein; er war noch nicht alt, so in den mittleren Jahren, stutzerhaft. Der lange, ein wenig graue Schnurrbart steht wagrecht — offenbar ist er gewichst — und verbreitet Parfum. In seinem ganzen Leben, glaube ich, ist es dem General nicht

vorgekommen, ein solches Hauswesen zu betreten, aber als Mann von Welt läßt er nicht merken, daß er dergleichen nicht gewohnt ist. Die Hauswirthin stellt ihm geschäftig einen Holzfauteuil mit gepolsterter Armlehne hin. Er thut, als falle ihm dieser nicht auf, läßt sich ungezwungen wie in einem beliebigen Salon der feinen Welt nieder, legt den Helm auf die Knie, streckt einen Fuß vor, wendet sich mit freundlichem Lächeln an mich und sagt: ‚C'est bien à la princesse Vera Barantzow que j'ai l'honneur de parler?‘ — ‚Ja,‘ sagte ich, ‚sie selbst ist es.‘ Er winkt der Hausfrau, uns allein zu lassen, neigt sich zu mir, nimmt eine vertrauliche Miene an und sagt: der Kaiser selbst habe ihn zu mir geschickt, um zu erfahren, ob es wahr sei, daß ich den politischen Verbrecher Pawlenkow heiraten und ihm nach Sibirien folgen wolle? — ‚Es ist wahr!‘ antworte ich. Da beginnt er mich zur Vernunft bringen zu wollen. Wie kann sich denn nur ein so junges, prächtiges Mädchen, eine solche Schönheit zugrunde richten! Ob ich auch bedacht habe, was ich thue! Ich, eine russische Adelige, heirate einen getauften Juden, einen Staatsverbrecher! Meine Kinder werden keinen Namen und keinen Rang haben! Diese selbst werden, wenn sie heranwachsen, mir Vorwürfe machen!

„‚An das Alles habe ich schon gedacht und auch Alles bedacht,‘ erwidere ich, ‚und ändere meinen Entschluß doch nicht.‘

„Der General sieht, daß ich noch immer auf meinem Entschluß beharre. Er faltet sein gutes väterliches Gesicht, kneift sogar ein Auge zusammen; indem er mich anblickt, faßt er mich an den Händen und sagt

flüsternd: ‚Ich bin kein junger Mann und habe selbst Kinder. Ich will zu Ihnen wie zu einer eigenen Tochter sprechen. Je nun, was Alles jungen Mädchen passiren kann! Sie sind nicht die Erste und Sie sind auch nicht die Letzte! Es verlohnt nicht, wegen eines unüberlegten Schrittes sein Leben zu zerstören. Der Kaiser ist gnädig und der Graf ist Ihnen geneigt: er ist bereit, für Sie Alles zu thun. Und wenn es auch eine Sünde war, so kann man sie ja in anderer Weise verdecken, wir werden Ihnen auch einen anderen Bräutigam finden!‘

„Ich thue so, als verstände ich von all dem nichts und wiederhole nur das Eine: ‚Ich will den Pawlenkow heiraten, ich will ihm nach Sibirien folgen.‘

„Der General sieht, daß er nichts ausrichten kann. Er erhebt sich, grüßt und geht; und ich — zum Advocaten Pawlenkow's, erzähle ihm die ganze Geschichte und sage: Begeben Sie sich rasch zu Ihrem Clienten und theilen Sie ihm mit, welchen Plan wir zu seiner Rettung ersonnen haben.

„Nach einigen Tagen traf das Schriftstück ein, welches mir, der Gräfin Baranzow, gestattet, die gesetzliche Ehe mit dem Staatsverbrecher, dem Juden Pawlenkow, einzugehen, nachdem er das Judenthum abgeschworen haben und zur rechtgläubigen Kirche übergegangen sein wird; wir sollen in der Gefängnißcapelle getraut werden."

Wjera schwieg und wurde nachdenklich. Einige Minuten saßen wir da, ohne ein Wort zu sprechen. „Wjera!" rief ich endlich traurig. „Die Sache ist ein-

mal geschehen und es ist zu spät, darüber zu klagen. Du hast Dich kopfüber in den Abgrund gestürzt. Sag Du mir gefälligst, warum bist Du denn vor der Hochzeit nicht ein einziges Mal zu mir gekommen? Mir nicht ein Wort von dem zu sagen, was Du im Schilde führst! Wir betrachten uns doch als Freundinnen."

Wjera umarmte mich und lachte auf.

„Was man Alles verlangt!" rief sie heiter. „Ja, hat man den überhaupt je gehört, daß die Menschen sich anders als kopfüber in den Abgrund stürzen? Was glaubst Du? Wenn ein Mensch daran denkt, sich zu erhängen, so muß er, bevor er den Kopf in die Schlinge steckt, von einem Freund zum andern gehen und von ihnen den Segen erbitten?"

„So! Das heißt, Du gibst zu, daß Du Dich in den Abgrund gestürzt hast?" fragte ich leise.

„Siehst Du," sagte Wjera, nachdem sie ein wenig nachgedacht hatte. „Ich werde vor Dir nicht posiren, nicht Komödie spielen. Ich sage Dir offen: In dem Augenblicke, als das Papier kam und ich erfuhr, daß jedes Hinderniß beseitigt ist, ich also das Meinige durchgesetzt habe, hätte ich mich doch freuen sollen, nicht wahr? Allein ‚die Katzen begannen in meinem Herzen zu kratzen.'*) Und dieses Gefühl blieb noch eine ganze Woche — bis zur Hochzeit! Ich hatte mir bereits irgend eine Arbeit, eine Beschäftigung ausgedacht, bloß um immer in Bewegung zu sein und nicht daran zu denken. Nun, tagsüber, so lange ich unter Menschen weilte, ging's

---

*) Eine von Russen oft gebrauchte Redewendung für Mißmuth. D. Ü.

noch an und ich hielt mich tapfer, allein wie die Nacht kam und ich allein blieb, hatte ich eine wahre Noth. Es begann am Herzen zu nagen und ich wurde feige, fürchtete mich. Nun und da ging ich denn heute zum Gefängniß. Man ließ mich ein. Eine schwere eisenbeschlagene Thür schlug hinter mir lärmend zu. Auf der Straße war es warm, die Sonne schien. Hier aber umfing mich plötzlich Dunkelheit, man spürte den Geruch von Feuchtigkeit. Das Herz war mir beklommen. Ich dachte bei mir: Glück und Freiheit und Jugend — Alles ließ ich hinter dieser Thür zurück. Es rauschte mir in den Ohren und es kam mir auf einmal vor, daß man mich in einen schwarzen Sack gesteckt hätte. Ich mußte Jemandem mein Document vorzeigen. Man führte mich durch lange, unendliche Gänge. Zwei Gendarmen begleiteten mich, der eine vor — der andere hinter mir. Aus jeder Seitenthür blickten Gestalten in Uniform hervor und musterten mich mit frecher Neugierde vom Kopf bis zum Fuß. Wahrscheinlich erfuhr das ganze Gefängnißpersonal von der bevorstehenden Trauung, und Jeder wollte die Braut ansehen. Sie genirten sich nicht und machten laute Bemerkungen auf meine Rechnung. Ich hörte wie ein Officier dem andern laut sagte: Ces sacrès nihilistes ne sont pas dégoutés, ma foi! C'est vraiment dommage d'accoupler un beau brin de fillette comme ça à un brigand de forçat. Passe ençore, si l'on avait le droit du seigneur!

„Der Kamerad erwiderte etwas, was ich nicht verstand, wahrscheinlich etwas Unanständiges, weil sie Beide plötzlich laut auflachten. An mir vorbeigehend, klirrten sie mit den Sporren, bückten sich und

sahen mir frech ins Gesicht, ja so nahe, daß sie mich beinahe mit dem Schnurrbart berührten. Bei jedem Schritt wurde es mir immer enger ums Herz. Ich gestehe es Dir offen — wenn in diesem Moment Jemand gekommen wäre und mir vorgeschlagen hätte, ich solle von der Eheschließung abstehen, ich wäre gerne davongelaufen, ohne mich umzublicken. Endlich brachte man mich wieder in ein Zimmer — leer, mit kahlen, getünchten Wänden, mit zwei Holzstühlen statt aller Möbel. Hier ließ man mich allein, nachdem man mir gesagt hatte, ich solle warten. Ob ich da lange allein saß, weiß ich nicht. Mir schien die Zeit unendlich. In meinem Geiste erhoben sich Zweifel: Thue ich Recht? Begehe ich nicht eine entsetzliche, unverzeihliche Dummheit? Und der Gedanke an das bevorstehende Zusammentreffen mit Pawlenkow erschien mir immer schrecklicher. Ich fürchtete, ich würde ihn am Ende nicht erkennen. Was wird er mir sagen? Hat er mich verstanden? ...

„Ich bemühte mich, mir sein Bild in Erinnerung zurückzurufen, wie es mir in den vergangenen Tagen erschien; aber was ich auch dazu that — es war Alles vergeblich.

„Endlich vernahm ich Schritte, die Thür ging auf und zwei Gendarmen brachten Pawlenkow ... Wie er aussah, was für ein Gesicht er hatte — das kann ich nicht sagen. Ich erinnere mich bloß, daß er einen grauen Sträflingsmantel trug und daß sein Haar bis zur Haut geschoren war.

„Einige Minuten ließ man uns allein, die Gendarmen traten zur Seite und thaten, als beachteten sie uns nicht.

„Was sich zwischen uns abspielte, dessen entsinne ich mich nur wie im Traum. Es kommt mir vor, daß Pawlenkow mich an beiden Händen faßte und flüsterte: ‚Dank, Wjera, Dank!‘ Seine Stimme versagte; ich konnte auch nichts erwidern. Aber wirst Du es glauben? In demselben Augenblick, als er ins Zimme trat, waren alle meine Qualen plötzlich verschwunden. In meiner Seele wurde es so hell, so klar — die Zweifel . . . als ob sie nie bestanden hätten! Ich wußte jetzt, daß ich recht gehandelt hatte, daß man nicht anders handeln durfte. Man brachte uns in die Kirche, stellte uns nebeneinander auf, der Priester ergriff uns an den Händen und führte uns um das Lesepult herum . . . An all das erinnere ich mich wie im Nebel. Eine Minute lang, während sich ein starker Weihrauchduft verbreitete und der Gesang ‚Jesaias frohlocke!‘ ertönte, kam wie ein Vergessen über mich, ich dachte, daß nicht Pawlenkow sich neben mir befinde, sondern Wasilzew — und ich hörte seine liebe Stimme so klar und deutlich! Ich weiß, ich weiß es bestimmt, daß er es billigen würde, daß er sich gefreut hätte, auf mich zu blicken. Und mit einem Male wurde mir Alles klar. Mein ganzes künftiges Leben breitete sich vor mir aus, wie auf einer Landkarte: Ich gehe nach Sibirien, ich werde dort den Verschickten zur Seite stehen, ich werde sie tröst:n, ich werde ihnen dienen, ihre Briefe nach der Heimat befördern . . .“

Die Stimme Wjeras versagte, sie schluchzte . . . „Und wenn man bedenkt, bedenkt, daß ich den ganzen Winter mit der Suche nach Arbeit vergeudet habe!“ sagte sie dann mit voller, muthiger und freudiger Stimme.

„Und die Arbeit liegt da . . . auf der Hand . . . und welche Arbeit! Eine bessere hätte ich mir gar nicht ersinnen können. Ich sage es Dir offen, zu einer andern Arbeit, auch zur revolutionären Propaganda, zur Verschwörung würde ich übrigens vielleicht gar nicht taugen. Dazu gehören große Klugheit, Beredsamkeit, die Kunst, auf die Menge zu wirken, sie zu beherrschen, und das Alles besitze ich nicht. Und außerdem hätte mich immer die Angst erfüllt, daß ich Andere in Gefahr bringen könnte. So gehe ich denn nach Sibirien — das ist ganz für mich die richtige Thätigkeit. Und wie sich Alles einfach, unerwartet, wie von selbst gestaltet hat. Gott, wie glücklich bin ich!" Sie warf sich mir an den Hals und wir küßten uns und weinten.

Sechs Wochen darauf kam ich auf den Bahnhof der Nikolaiewski-Eisenbahn, um mich von Wjera vor ihrer weiten Reise zu verabschieden. Gleich nach der Trauung hatte man Pawlenkow mit einer Schaar anderer Sträflinge nach Sibirien transportirt. Sie hatten einen großen Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Nun war auch für Wjera die Zeit gekommen, sich auf den Weg zu machen, und mit ihrem Mann an Ort und Stelle zusammenzutreffen. Sie reiste nicht allein; mit ihr fuhren noch zwei Frauen — die Tochter der einen und der Mann der anderen waren unter den Verschickten. Natürlich benutzten sie die dritte Classe, aber das war noch eine sehr luxuriöse und bequeme Reise im Vergleich zu dem, was sie später erwartete. Damals ging die Eisenbahn nur bis zur Grenze des europäischen Rußland; dann mußten sie mit

Telegas oder im Schlitten fahren. Im günstigsten Fall, das heißt, wenn sich gar kein Hinderniß auf der Reise einstellt, mußte die Reise zwei, drei Monate dauern.

Und was erwartet sie bei der Ankunft . . .?

Aber alle Drei schienen daran nicht zu denken; alle Drei waren sorglos, und auf ihren Gesichtern lag eine feierliche Freude.

Die ungewöhnliche Erregtheit, in der sich Wjera die erste Zeit nach ihrem kühnen Schritt befand, hatte sich gelegt, sie ging wieder in sich und wurde von Neuem jenes stille, verschlossene Mädchen, das ich früher kannte. Sie war bloß ein wenig schmächtiger geworden und schien älter; aber die blauen Augen blickten noch immer muthig und kühn nach vorwärts und es war außerordentlich rührend anzusehen, mit welcher zärtlichen Fürsorge sie ihre beiden Reisegenossinnen, insbesondere die ältere, umgab. Diese Drei verband offenbar eine enge Freundschaft; jene Freundschaft, welche bloß gemeinsames Unglück zu gründen vermag.

Auf dem Bahnhof versammelte sich eine große Menge; Viele kamen aus bloßer Neugierde, Viele aus Theilnahme; und wer Verwandte oder Freunde in Sibirien besaß, wollte ihnen durch die Abreisenden einen Gruß oder eine Nachricht senden. Die Polizei war selbstverständlich stark vertreten.

Mir gelang es kaum, mit Wjera einige Worte zu wechseln, da sich um sie Alles schaarte. Aber als das letzte Glockenzeichen ertönte und sich der Zug in Bewegung setzen sollte, streckte sie mir aus dem Fenster die Hand zum Abschied heraus.

In diesem Augenblick stellte ich mir das Schicksal, das dieses herrliche, junge Geschöpf erwartet, vor, mir wurde so schwer in der Seele und Thränen strömten aus meinen Augen.

„Weinst Du um mich?“ fragte Wjera mit einem hellen Lächeln. „Ach, wenn Du wüßtest, wie ich, im Gegentheile, Euch Alle bedauere, die Ihr zurückbleibet!“

Das waren ihre letzten Worte.

dem socialen Zwange und der Bethätigungslust einer dichterisch gestimmten Frauenseele schon ein gewisses Interesse, so muß dieses sich erheblich steigern, wenn wir erkennen, daß es sich um ein echtes, wirkliches Talent handelt. Gluth und Leidenschaft, tiefes Empfinden, ein heftig fluthendes Gemüthsleben kommen in dem uns vorliegenden Bande zu beredtem Ausdrucke. Die anonyme Verfasserin kennzeichnet ihre Eigenart am besten, indem sie ihre Devise aus Sophokles' „Antigone“ holt. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“. Alles an der „Namenlosen“ ist Liebe, Alles kehrt auf das liebende Weib als auf die Urquelle zurück, und Alles ist persönlich, Alles aus dem Innersten geschöpft. Unter allen Gattungen der Dichtkunst liegt die lyrische den Frauen ja am nächsten, weil sie fast nie aus sich hinaus können und der Lyriker nicht aus sich heraus soll. An individuellstem Empfinden ist die „Namenlose“ überreich; ihr Buch wird viel gelesen und viel gerühmt werden. Als Probe aus dem Inhalt lassen wir das mit „Hochfluth“ überschriebene Gedicht hier folgen:

„Hochfluth! Sturmfluth! Alles in mir
Gleichet dem Meere mit springenden Wogen:
Zürnend und brausend kommt es gezogen,
Kommt es wie schäumende Rosse geflogen —
Nimm Dich in Acht!

Hochfluth! Sturmfluth! Schaue die Kraft
Unter dem eben noch träumenden Spiegel;
Innerste Gründe zerbrechen die Riegel
Und was bewahret vom heimlichsten Siegel,
Lebt und erwacht!

Hochfluth! Sturmfluth! Baue Dein Herz,
Bau' es als schützende Mauer entgegen —
Sprich nur Ein Wort mir als Zauber und Segen
Und meiner Seele tiefdunkles Bewegen
Leuchtet und lacht!“

*

interessante Skizzen aus dem Kleinleben der Familie, aber das Ungezwungene, Herzliche der kleinen Erzählungen wird Jeden fesseln, dem Sinn für die Poesie des Kinderlebens, für die Freuden der Familie beschieden ist.“

Wiener Kinder. „Berliner Börsen-Courier.“ Der Verlag der „Wiener Mode“ ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, eine Anzahl Wiener Autoren von Ruf um Skizzen, Geschichten und Verse aus der Kinderstube zu bitten. Jawohl, ein glücklicher Gedanke. Wer uns zu einer Aeußerung über irgend einen anderen Gegenstand veranlaßt, eine politische, literarische, gesellschaftliche Frage, der kann unseren Geist anregen und unsere Gedankenwerkstatt in Gang bringen, wer uns aber zu einer Aeußerung über Kinder veranlaßt, der weckt mit einem Schlage die fröhlichsten Erinnerungen in uns. Erfüllt von den anmuthigsten Bildern, so recht erwärmt in Herz und Sinn, setzen wir uns hin, um schildernd nachzuschwelgen im erneuten Genusse unschuldig heiterer Stunden. Wer einmal das erste Lächeln auf den zarten Wangen eines Kindes erblühen und vorüberhuschen sah, wer einmal in einer Kinderstube mit herzigen Kleinen getollt und gejubelt hat, der wird den Eindruck so bald nicht wieder los werden und er wird ihn gerne wieder lebendig werden lassen. Das mit reizenden kleinen Zeichnungen reich geschmückte und mit Geschmack ausgestattete Buch, das für Geschenkzwecke sehr geeignet ist und den Vorlesern gute Dienste leistet, wird durch eine Kinderschilderung Ferdinand v. Saar's eingeleitet. Aus Chiavacci's Skizze leuchtet der ganze gemüthvolle Humor dieses liebenswürdigen Wien-Schilderers, ebenso wie Pötzl in seiner Skizze all die Vorzüge entfaltet, die uns diesen gründlichen Kenner und liebevollen Erklärer Wiens in all seiner Liebenswürdigkeit erkennen lassen. Adolf Wilbrandt und Mina Urbantschitsch steuerten einige Kinderlieder bei, P. v. Schönthan, Manuel Schnitzer, Otto Fuchs Talab und York-Steiner lieferten überaus anmuthende, heiter belebte Kindertypen.

Die

Schule des Schnittzeichnens

System „Wiener Mode“.
Mit zahlreichen Abbildungen. — Eleganter Einband.

Preis fl. 1.50 = Mk. 2.50.

Das von Frl. A. Meertz, Directrice der Schnittmuster-Abtheilung der „Wiener Mode“, verfaßte Werk bringt einen überaus klaren Lehrcurs des Schnittzeichnens nach dem an vielen hunderttausend Mustern erprobten System „Wiener Mode“. Jede Dame wird dadurch in die Lage versetzt, auch die complicirteste Toilette selbst zuzuschneiden.

Die Kochkunst

Kochbuch der „Wiener Mode“.

2. unveränderte Auflage.

In englisch Leinen gebunden (über 880 Seiten stark).

Preis fl. 3.60 = Mk. 6.—.

Vollständige Sammlung von Kochrecepten. Lehrbuch des Kochens und Anrichtens, der Dunstobst- und Getränkebereitung nebst 365 Menus für alle Tage des Jahres und einem Anhange:

Küche für Leidende.

Die große Zahl bestehender Kochbücher wird hiemit um ein vorzügliches und originelles vermehrt.

Unser Kochbuch ist nicht nur reichhaltig und sehr umfangreich, sondern auch vielseitig und bietet die besten Recepte aller Regionen Oesterreichs, Süd- und Norddeutschlands nebst vielen nationalen Specialitäten. Neu und einzig in ihrer Art ist die sorgfältige **Anleitung zum Kochen**, die es selbst einer Anfängerin leicht macht, das Kochbuch mit Erfolg zu benützen und sogar erfahrenen Hausfrauen manch nützlichen Wink bietet. Dieses Buch ist ein wahrer Schatz für jede praktische Hausfrau.

Urtheile der Presse:

Die Kochkunst. Joh. Ziegler widmete diesem Buche ein ganzes Feuilleton im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 3. November 1895. Er sagt u. A.: „Eine Reichhaltigkeit, die alle anderen Bücher dieser Art weit übertrifft. — Aehnliches von einem Kochbuche ist mir noch nicht vorgekommen. — Auch als etwas ganz Neues, das man anderswo so ausführlich und gewissenhaft kaum finden wird, ist dem neuen Buche ein Abschnitt beigegeben, in welchem die Krankenkost behandelt wird.“

Album der Monogramme. „Pester Lloyd“ vom 3. October 1894: „... Wir sind überzeugt, daß diese erste Publication der Handarbeits-Bibliothek der „Wiener Mode“ binnen kurzer Zeit auf dem Arbeitstische jeder Dame vertreten sein und einen stetig wachsenden Kreis von Freundinnen gewinnen wird, wozu der außerordentlich billige Preis (1 fl.) nicht wenig beitragen wird.“ — „Neue Freie Presse“ vom 10. October 1894: „... „Es zeichnet sich durch Vollständigkeit und durch verständnißvolle Vereinigung der praktischen und der künstlerischen Anforderungen aus.“

Die Kunst, schön zu bleiben. „Wiener Tagblatt“ vom 29. Mai 1894: „Eine kluge, geistreiche, wohlwollende und feingebildete Frau ist es, welche wie eine liebe, gute Schwester zu den Genossinnen ihres Geschlechtes spricht, ihnen in der verständlichsten Weise klarlegt, daß man schön sein könne, wenn man will, und daß, wo natürliche Schönheit fehlt, wo die Götter mit Zuerkennung von Reizen gegeizt hatten, der menschliche Geist es vermag, Schönheit zu erwerben. Ueber das „Wie?“ belehrt uns Frau Ilona Pataki in ihrem bei aller Anmuth und Grazie der Schilderung sehr ernst zu nehmenden Buche, das den vielversprechenden Titel: „Die Kunst, schön zu bleiben“ führt und das (abgesehen von der Trefflichkeit eines Inhalts wie von der Eleganz seiner Ausstattung) dadurch angenehmst überrascht, daß es mehr hält, als es verspricht.“